


Information | Satire | Kultur





Die andere Seite der Stadt.


Oktober 2004

 EDITORIAL Seite 2

 KULTURKAMPF Seite 3

 EXTERN Seite 14

 ÜBERLAND Seite 20

 TAGEBUCH Seite 25

 AUTOREN / KONTAKT Seite 31

Geben Sie's zu,

liebe Leserinnen und Leser: Sie haben nicht mehr dran geglaubt. Aber hier sind wir wieder – bewährt kritisch, ziemlich provokant und sehr enthüllend. Es ist aber auch wieder ein Haufen Mist passiert!

Mit großer Freude nahmen wir außerdem Bewegung in Potsdamer Gefilden wahr, die über das übliche Maß an Möfferei und Meckerei hinausgehen: krul ist da! Wir wünschen Gelingen, freuen uns auf die Zusammenarbeit und verweisen hiermit freundlich auf unsere Links.

Aber jetzt lesen Sie, wir wünschen Gutes!

Die Redaktion

Eduard Engel (I)

Streitbar wie seine Zeit

Von Mathias Deinert

Wenn es stimmt, dass mit 66 Jahren erst das richtige Leben anfängt, so sollte mit dem 66. Todestag eines Menschen endlich sein richtiges Nachleben anfangen: sachliche Einordnung und gegebenenfalls Würdigung. Am 23. November diesen Jahres hat Eduard Engel 66. Todestag. Wer kennt heute Eduard Engel? Wer kennt den Altphilologie-Professor, den Herausgeber von „Heines Memoiren“, von „Lord Byrons Briefen“, von Karl Mays Geschichtenbänden? Wer kennt den Erfinder des Zonentarifs, der Bahnsteigkarte, den Ideengeber zur Einführung der Sommerzeit in Deutschland? Wer kennt den Reichstags-Stenographen, der mit seinen Stilkunstabüchern, Deutschratgebern und Literaturgeschichten publikumswirksamer schrieb, als jeder andere vor ihm und nach ihm? Kaum jemand kennt ihn noch. Vereinzelt kennen ihn Germanisten, die sich für ihn schämen und seinem Andenken neue Schauermärchen hinzudichten. Den Schauermärchen ein Gegengewicht in die andere Waagschale zu legen ist Zweck dieses Artikels. Er enthält Bausteine für ein Eduard-Engel-Denkmal, denn als „sensibler Stillehrer“, „prominenter Publizist“ und „einflussreicher Literaturhistoriker“ (FAZ) war er auflagenstark, volksnah, sachverliebt, verständlich und (jedenfalls vor 1918) sprachschön wie kaum ein zweiter.

Aus Stolp in Pommern kam er nach Berlin und wurde, während er Sanskrit, Klassische und Romanische Philologie studierte, 20jährig bereits im Stenographenbüro des Reichstags angestellt. Er promovierte drei Jahre später in Rostock über den Satzbau im Altfranzösischen und heiratete die Spanierin Paula de Blavières y Mendoza. Mit ihr unternahm er weite Reisen und entwickelte sich zu einem mehrsprachigen, viel belesenen, hochgebildeten, welterfahrenen Mann.

Ab 1879 übernahm er die Schriftleitung des verstaubten „Magazins für die Literatur des In- und Auslandes“ und machte aus diesem Beiblättchen der „Preußischen Staatszeitung“ ein kosmopolitisches Wochenblatt, worin er dem deutschen Publikum Emile Zola, Edgar Allen Poe, und auch erst Wilhelm Raabe, Theodor Fontane sowie Detlev von Liliencron nahe brachte.



Eduard Engel
12.11.1851 – 23.11.1938

Die akademische Sprach- und Literaturwissenschaft seiner Zeit hielt er für dunkelhaft, ja unfähig. Deshalb veröffentlichte er Werke, die der damaligen Germanistik bewusst entgegenliefen und Auflagen erreichten, die seinen Ruf als gern gelesenen einflussreichen Publizisten begründeten: „Die Geschichte der französischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart“ (1882) und „Die Geschichte der englischen Literatur, mit einem Anhang: Die nordamerikanische Literatur“ (1883) erreichten jeweils zehn Auflagen, „Die Psychologie der

französischen Literatur" (1884) fünf Auflagen, "Die Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart" (1906) 38 Auflagen, eine Kurzfassung davon 37 Auflagen. Die Herausgabe von „Heines Memoiren“ (1884) brachte es auf 17 Auflagen, der sog. Volks-Goethe („Goethe. Der Mann und das Werk“, 1909) erlebte zehn Auflagen und seine unterhaltsam geschriebene „Stilkunst“ (1911) 31 Auflagen nur innerhalb fast eines Jahrzehnts.

Seine weiteren Schriften behandeln die richtige „Ausssprache des Altgriechischen“ (1887), die „Eisenbahnreform“ (1888), Shakespeares Werke (1883, 1904 und 1918), die Frage nach dem Wohnsitz des Odysseus (1912) und das Rätsel um Kaspar Hauser (1931). Auch „Selbstgedachtes“ (1931) veröffentlichte er, schrieb 14 eigene Novellen (u.a. „Wand an Wand“ 1890, „Ausgewiesen“ 1891, „Des Lebens Würfelspiel“ 1903) und einen Roman, der leider unvollendet blieb.

Über sein Ehe- und Gesellschaftsleben ist bisher wenig bekannt. Er pflegte zwar engen freundschaftlichen und brieflichen Umgang mit vielen Größen seiner Zeit, prahlte damit aber nie, sondern nannte seinen engsten Lebenskreis: „gewichtige Freunde, darunter mein bester: meine Frau“.

Eduard Engel war im Urteil seiner Gegner (u.a. Karl Kraus, Kurt Tucholsky) bloß ein bedauernswerter Purist, ein unverbesserlicher Sprachreiniger, ein Fremdwortgegner, der mit seiner 1911 erschienenen STILKUNST zuerst noch milde Töne anschlug, doch bereits sechs Jahre später in seinem SPRICH DEUTSCH an Deutschtümelei kaum zu überbieten war. Heute wird er unter den Händen vielschreibender Germanisten gar zum sprachlichen Vorreiter der Nationalsozialisten gemacht (so Peter von Polenz) oder zum Wunderling, der „Fremdwörter in albern angepaßter Schreibung“ beibehielt „in der Überzeugung, das sei lustig – zum Beispiel Powerteh für *poverté*, Fölljetong für *Feuilleton* oder Fotölch für *Fauteuil*“ (so Helmut Glück in der FAZ). Diese läppisch hingeschriebenen Sätze haben mit der Wahrheit jedoch nur am Rande zu tun.

Man beschimpft Eduard Engel als „Puristen“, als „Sprach-Chauvinisten“ und „Nationalisten“, indem man seine Kriegsveröffentlichungen nach Satzbrocken absucht, die heutigen Lesern besonders unverdaulich sind und daher jedes vernichtende Urteil zu rechtfertigen scheinen. Warum sollte ein solcher Mann also überhaupt neu gewürdigt werden?

Zum einen, weil nur aus seinen Kriegsbüchern zu zitieren seinem Geist und Schaffen nicht gerecht wird. Zum anderen, weil Engel ein ausgezeichnete Stilkünstler war, markig, lesenswert – und einer von jenen Menschen, die bei der Verteidigung einer Liebhaberei auch gelegentlich närrische Seitensprünge tun. Bücher sprachlicher Stilfragen mit dem Schmiss eines Ludwig Reiners, eines W.E. Süskind, eines Wolf Schneider gehen auf Eduard Engel zurück: Von ihm abgeschrieben haben sie alle, kapitelweise, ohne seinen Namen ein einziges Mal zu nennen. Viel befremdlicher Lutz Mackensen, der in der NS-Zeit noch Wortführer der antisemitischen Germanistik gewesen war, aber nach dem zweiten Weltkrieg ein Engel-Buch stark verstümmelt neu herausgab – ohne zu erwähnen, wie es dessen Verfasser im „Dritten Reich“ ergangen war: Den Nationalsozialisten galt Eduard Engel nämlich als Vierteljude. Sofort Ende 1933 wurde ihm seine Pension gestrichen, und wohl allein die gelegentlichen heimlichen Geldzuwendungen der Witwe Karl Mays bewahrten ihn vor völliger Armut. Die Nazis unterschätzte er arglos. Hatte er vor der Machtübernahme noch ihre „Vaterlandsleidenschaft“ gelobt, bemängelte er später ihren Fremdwortgebrauch und schrieb nach der Buchverbrennung vom 10. Mai 1933 in sein Tagebuch: „Die neuste Bücherverfolgung ist höchst gefährlich... Ich las heute die schwarze Liste --: wenn der Dtsche Buchhandel sich das gefallen läßt --! ... Die ganze ‚Aktio‘ ist ungeheuerlich ... Ich lese ausländische Zeitungen über Deutschland – es ist furchtbar.“

Seine Verleger, die viel Geld mit ihm geschneidert hatten, wandten sich ausnahmslos von ihm ab. Als er die Judenhetze der Nazis Wirklichkeit werden sah, schrieb er in einem Brief: "500.000 unschuldige Juden ... müssen jetzt Furchtbarstes erleiden wegen der Nichtsnutzigkeit von kaum 20 Juden, die gewiß nicht zur Blüte der Judenschaft gehörten... Das Furchtbarste -- das weiß ich -- ist nicht die Vernichtung des Berufs, sondern der versuchte Raub ihres Dtschtums. Es wird sich zeigen, dass die Juden alles ertragen, sich aber ihr dtsches Vaterland nicht aus dem Herzen reißen lassen. Und das hat mich meine Kenntnis der Geschichte gelehrt: im Völkerleben rächt sich jede große Ungerechtigkeit... Mein Gebet ist: möge sich das an Unschuldigen begangene Unrecht nicht am Vaterlande rächen!" – Dreizehn Tage vor seinem Tod musste er dann von der Reichskristallnacht in der Zeitung lesen.

Eduard Engel starb 87jährig ganz verelendet wohl eines natürlichen Todes in seinem Haus zu Bornim bei Potsdam. Sein Grab wurde von den Nationalsozialisten ‚eingeebnet‘. Seine Bücher schlachteten andere aus und strichen den Ruhm dafür ein. „Es wird eine Zeit kommen, die dem stark verkannten Eduard Engel mehr Gerechtigkeit zollen wird als die Gegenwart“ meinte Erich Mühsam schon zu Engels 80. Geburtstag. Erste Ansätze dazu gibt es.

Helmut Glück schrieb in der FAZ: „Rehabilitation verdient der Stilist und der Literaturwissenschaftler Engel, nicht aber der ‚Entwelscher‘, dessen Ingrimme heute nur noch Mitleid erregen kann.“ Ich widerspreche. Auch der Fremdwortgegner Engel verdient angemessene Würdigung. Denn ihm waren Fremdwörter nicht verhasst, einfach weil sie aus fremden Sprachen kommen, sondern weil sie einem Großteil der Sprachgemeinschaft fremd BLEIBEN. Hinter Modeläufigkeit, Unverständlichkeit, Schwammigkeit und Beliebigkeit von Fremdwörtern vermutete er Beliebigkeit im Denken der Schreiber. Im unklaren Denken und im Wortnebel sah er darum ein Hindernis zum guten sprachlichen Stil: Wer heute Zeitungen liest, wer heute Fernsehen schaut, wer heute Radio hört, der versteht Engels alten Zorn aufs Kauderwelsch wieder.

*

Anke SAUTER: **Eduard Engel – Literaturhistoriker, Stillehrer, Sprachreiniger**. Ein Beitrag zur Geschichte des Purismus in Deutschland. Colibri-Verlag, Bamberg 2000.

Willy SANDERS: **Sprachkritikastereien** und was der „Fachler“ dazu sagt. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1992.

Lutz MACKENSEN und Eduard LUTZ (Hrsg.): **Verdeutschungsbuch -- ein Fremdwörterbuch**. Heliand-Verlag, Lüneburg 1955.

Helmut GLÜCK: „Wer nie sein Fölljetong im Fotölch las. Eifriger Entwelscher: Der Sprachpurist Eduard Engel kämpfte für die deutsche Stilkunst, die Sommerzeit und die Bahnsteigkarte“ **Frankfurter Allgemeine Zeitung** vom 13.11.2001

Wolfgang SAUER: „Schade um die Marmelade -- wenn sie nur ‚Frontmus‘ oder ‚Wonnekleister‘ heißen darf. Eduard Engel, der fanatische Eindeutscher von Fremdwörtern, Feind alles ‚Welschen‘ wurde vor 150 Jahren geboren. Und zuletzt als Jude verfolgt.“ **Die Presse** vom 18.11.2001

<http://www.diepresse.at/detail/default.asp?channel=k&ressort=k&id=260137>

Peter von POLENZ: „Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet“ (1967) wiederveröffentlicht vom VDS <http://vds-ev.de/literatur/texte/polenz.php>

Schmähliteratur:

Adolf BARTELS: *Jüdische Herkunft und Literaturwissenschaft, eine gründliche Erörterung.* Verlag des Bartels-Bundes, Leipzig 1925.

Gerhard BAUMANN: *Jüdische und völkische Literaturwissenschaft. Ein Vergleich zwischen Eduard Engel und Adolf Bartels.* München 1936.

© POTZDAM 2004 – Mathias Deinert

| KULTURKAMPF |

Eduard Engel (II)

Proben seiner Fremdwortmeinung

Von Eduard Engel

Dies ist ein Buch der Lehre von einer Kunst, und doch ist das Wichtigste aller Kunst: das Können, unlehrbar. Keine Stilistik vermag einen guten Schriftsteller heranzuziehen; keine aus einem schlechten einen guten zu machen... Guter Stil läßt sich nicht künstlich anlernen; wohl aber läßt sich jeder Schreiber, der eines guten Willens ist, auf den Urgrund aller echten Stilkunst leiten: auf die Wahrheit, die Natürlichkeit jedes von ihm geschriebenen Wortes... Alle Gelehrttuerei in Worten, eine gar leichte Fingerfertigkeit, habe ich verschmäh't. Dem Schüler kann durch kein Gerede von Parataxe und Hypotaxe, von Zeugma und Chiasmus, Epizeuxis und Epanalepsis die Notwendigkeit eines durchsichtigen Satzbaues beigebracht werden; und es bedarf keiner tiefgründigen sprach- und kunstphilosophischen Untersuchungen des wahren Wesens der Metapher, der Katachrese oder der Autonomasie, um vor der Bilderbogenschreiberei zu warnen...

Viele [wissenschaftliche Bücher] sind unübersetzbar, weil in ihnen schon die Übersetzung aus dem Gedanken in den Ausdruck mißlungen ist... Eine Seite aber der Fremdwörtelei verstößt gegen das Grundwesen alles Stils, den Zweck alles Schreibens, grenzt unmittelbar an den Wahwitz: ihre Unverständlichkeit... *Motivierung, Effekt, typischer Realismus, Allegorien, Personifikationen, individuell, exzeptionell*... nicht einer von tausend Gebildeten kennt ihre genaue Bedeutung, nicht einer von zehntausend ihre Wurzelform und deren Sinn. Nie hat es in der Geschichte des Schriftentums der Welt eine so unbegreifliche Tollheit gegeben wie die, daß Schreiber, die, wie alle Schreiber, den Zweck verfolgen, verstanden zu werden, alles tun, um einer großen Anzahl von Lesern das Verstehen unmöglich zu machen. Übrigens würde jede scharfe Prüfung ergeben, daß die Fremdwörtler sich auch untereinander nicht verstehen, der griechelnde nicht den französelnden, der lateinernde nicht den engländernden usw. ...Die Fremdwörtelei ist die granitne Mauer, die sich in Deutschland zwischen den Gebildeten und den nach Bildung ringenden Klassen erhebt. Die meisten belehrenden Schriften in deutscher Sprache sind jedem nicht fremdsprachlich Gebildeten kaum halb verständlich, da ja grade viele der wichtigsten Begriffswörter nicht deutsch, sondern griechisch, lateinisch, französisch, englisch ausgedrückt werden...

Die Lehnwörter sind eine unentbehrliche Bereicherung unserer Sprache, und wären die neueren Fremdwörter von gleicher oder ähnlicher Art, so gäbe es überhaupt keine Fremdwörterfrage. Keinem „Puristen“, wenn solche Querköpfe noch anderswo als in den Köpfen der Fremdwörtler leben sollten, fällt es ein, unsere Lehnwörter zu bemäkeln. Sie sind fast alle mit unsterblicher Sprachkraft und -kunst geschaffen, mit unvergleichlich größerer, als sie irgend einem fremdwörtelnden Germanisten eigen ist.

Ganz erloschen sind Kraft und Kunst des Neuschaffens noch heute nicht; besonders da, wo nicht die Sprachgelehrten entscheiden, sondern die urwüchsige Freude des einfachen Mannes am Spiel mit Lauten und Worten waltet, gelingen immer noch gute und nützliche Bereicherungen... Der Streik wurde von den Arbeitern geschaffen nach der älteren, schlechteren Stricke. Rest, Rasse, Miene, Mode, Koffer, Kasse, Bresche, Pöbel, Gruppe, Truppe, Park, Frack, Sport, Hupe, Titel: lauter gute Lehnwörter, die alle sich den deutschen Lautgesetzen fügen und als ebenso deutsch empfunden werden wie die echtdeutschen Wurzelwörter. Schwindler, aus dem Englischen, ist erst ungefähr hundert Jahre alt; Scheck beginnt sich einzudeutschen... Vor tausend Jahren hätte man aus Comptoir ohne weiteres Konter oder Komper gemacht; wir dürfen das nicht mehr wagen. Das heißt, wir dürften schon, aber -- wir dürfen eben nicht: der gelehrte Schulmeister und die ganze Schar der Fremdwörter würden sich gegen uns erheben. Für diese gibt es heute nur ein *Comptoir*, sprich Komptoaahr. Münze ist ein ganz deutschgewordenes Lehnwort aus *moneta*; was wäre einfacher, als daraus zu bilden: entmünzen? Aber das dürfen wir nicht, es muß heißen *demonetisieren*...

Die Fremdwörterlei der Wissenschaft ist ja keine Fachsprache, die für Fachgenossen neue Begriffe kurz und schlagkräftig ausdrücken will; sondern sie ist eine Kastendünkelsprache, die ohne die geringste Begriffsbereicherung, durch bloßes Wortgeklingel, den Schein einer besonders neuen, besonders tiefen Geheimwissenschaft erzeugen will und bei Unkundigen leider oft wirklich erzeugt. Eins der wichtigsten Mittel hierzu ist die griechische Bindesilbe *ist*, wer hiermit Bescheid weiß, kann, ohne ein Wort Griechisch zu kennen, mit den berühmtesten Männern aller Wissenschaften in der Wortflunkerei wetteifern. Als Vorbilder mögen ihm, außer *historistisch* und *historizistisch*, dienen: *schematistisch* bei Gervinus, *panlogistisch* bei Th. Ziegler, *impressionistisch* bei allen Kunstschreibern, *pogromistisch* in schlechtgeschriebenen Zeitungen, *hetäristisch*, *negativistisch*, *subjektivistisch* bei Lamprecht... Hermann Bahr ist ganz im Recht, wenn er von jemand schreibt: *Er ist nicht Marxist, nein, sondern Marxistist, so muß man es nennen*. Unter allen Umständen muß man es so nennen, denn die nächste Auflage des Heyseschen Wörterbuches mit seinen lumpigen hunderttausend Fremdwörtern muß doch um einige Tausend weitere Neuschöpfungen vermehrt werden...

In den barbarischen Zeiten unserer klassischen Literatur sagte man Verinnerlichung und dachte sich etwas Lebendiges dabei; die deutsche Wissenschaft kommt und setzt dafür *Esoterisierung*; welche Errungenschaft! -- Der *Egoismus* war von altersher da; als unentbehrliche Ergänzung wurde *Altruismus* geschaffen: *Die schönste Blüte des Christentums ist* -- man erwartet: *die Bruderliebe*; nein: *der Altruismus* (in der Nationalzeitung). Doch wie kränkend für den echten und gerechten Fremdwörterler: die beiden äußersten Pole des sittlichen Empfindens waren glücklich mit lateinischen Wörtern bezeichnet: *Egoismus*, *Altruismus*, und die so wichtige ‚mittlere Linie‘ mußte sich mit gemeinen deutschen Benennungen begnügen: mit *Gegenseitigkeit*, *Wechselgefühl*, *Gemeinsamkeit*, *Gemeinschaftsgefühl*. Diesem Unfug mußte ein Ende bereitet werden: obwohl wir doch die so wohlklingende *Reziprozität* besaßen, wurde *Mutualismus* hinzuerfunden, von einem angeblich lateinischen Worte *mutualis*, das es nie gegeben, und nun erst hatte die liebe Fremdwörterseele Ruh...

Jeder Kutscherkeller in jeder deutschen Haupt- und Mittelstadt nennt sich *Restauration*, worüber der Franzose lacht, denn er kennt dieses Wort für Kneipe gar nicht. Liegt die Speisewirtschaft höher als der Keller, so heißt es auf dem Schilde: *Grand Restaurant. Sämtliche Delicatessen der Saison. Déjeuners, Dinners, Soupers à prix fixe und à la carte*. Wohnt der Deutsche in einem deutschen Gasthof, so empfängt ihn der *Chef* oder der *Gérant*, und der *Portier* bemächtigt sich seiner *Bagage*. Auf der ihm beim Abschied

überreichten Rechnung prangt natürlich *Grand Hotel du Nord, d'Angleterre, de Grande Bretagne* oder etwas ebenso Großartiges. Der Zimmerpreis wird als *Logis (pro oder per lit)* berechnet, in besonderen Fällen müssen *Service, Chauffage* und *Eclairage* bezahlt werden, und der *Chef* oder *Gérant* oder der erste *Garçon* oder der *Chef de salle* August Piefke schreibt oder stempelt zuletzt unter das *Total* der *Note: Per oder pour acquit*. --- Ich weiß, ich weiß: der „internationale Kulturzusammenhang“, die notwendige Rücksicht auf den „internationalen Charakter des Reiseverkehrs“! Vortrefflich, nur will mich's schier wundersam bedünken, daß weder die französischen noch die englischen Gasthöfe die geringste Rücksicht darauf nehmen...

Jedes ehrliebende Volk auf dem weiten Erdenrund hält seine Sprache für die schönste, reichste, edelste, mag es immerhin eine oder einige der fremden Sprachen zu mancherlei Zwecken erlernen. Einzig wir Deutsche erklären durch Tausende von Fremdwörtern und Fremdbrocken in der gesprochenen und geschriebenen Rede, auf Millionen von Schildern und Anzeigen, daß unsere Muttersprache unfähig ist zur Bezeichnung all der Herrlichkeiten anderer Völker an Speis und Trank, Kleidern und Schmuck, Haus und Wohnung, Vergnügen und Arbeit, Sittlichkeit, Leben und Seele, Ethos, Bios und Psyche. Vischer nannte die Fremdwörterlei der *deutschen Wortborger und Allerweltsanpumper ein Laster, das uns die Bemerkung eines Franzosen eingetragen hat* (er meinte Rivarol): *Wir lernen die Verachtung der deutschen Sprache von den Deutschen*.

(„Stilkunst“ 1911)

Über die Arbeit an seinem Fremdwörterbuch:

Die Bestandslisten der größten deutschen Landesbüchereien weisen Hunderte von Fremdwörterbüchern auf, vielleicht noch mehr als Wörterbücher der deutschen Sprache. Gute, mittelmäßige, schlechte, selbständige, abgeschriebene, reichhaltige, dürftige; aber kein einziges vollständiges. Es kann kein vollständiges geben, denn der echte und gerechte Welscher wirkt unablässig weiter am Flicklappengewande des Welsch; ja, er ist stolz darauf, daß seine Gebilde in keinem Wörterbuch irgendeiner Sprache, auch in keinem Fremdwörterbuch, aufzufinden sind. Der armseligste welschende Stümper, der vom Wortschatze seiner Muttersprache nur das Notwendigste beherrscht, in ihren festen Sprachgesetzen unsicher, ihren geheimnisvollen Feinheiten unwissend wie ein Fremdling ist, --- im Zusammenleimen der sprachwidrigsten und lächerlichsten Welschwörter entfaltet er eine schrankenlose Schöpferkraft. Ihm auf seinen Wegen zu folgen, geht über die Kraft jedes Wörterbuchverfassers. Die Sprachmeister, die solche Unwörter wie *agogisch, edaphisch, epochal, Epochant, museal, zertitudinal, hypäthral, akribos* „schaffen“, stehen zu hoch und zu fern, als daß irgendein Wörterbuch sie in seine Enge zu fassen wagen sollte...

Mag immerhin ein Stilmeister wie Nietzsche mit der Franzoserei *Ressentiment* um sich werfen, in mein Fremdwörterbuch gehört das nicht, sondern es bleibt im Wörterbuch der französischen Sprache aufzusuchen. Mit ebenso gutem Gewissen habe ich Sprachschwindel wie *Odol, Kosmin, Javol* weggelassen, obwohl sie sprachlich nicht tiefer stehen als zehntausend andre Welschbildungen, als z.B. eines Professors Sombart *Sportismus, Komfortismus, tantifizieren*.

Aufs strengste durchführen ließ sich dieser Grundsatz nicht. Was *Germanist* und *Germanistik* bedeuten, muß der Benutzer erfahren; den auf gleicher Sprachkunsthöhe prangenden *Blumisten* mit seiner *Blumistik*, den *Lageristen, Hornisten*, die *Hühnerologie* und ähnliche Leistungen der *Welschistik* überlasse ich seiner eigenen Findigkeit...

Die zahlreichen Verweisungen mit s. (siehe) sollen beileibe nicht etwa die Kenntnis der Welschwörter vermehren, sondern allzu viele Wiederholungen vermeiden helfen. Ganz ohne Wiederholungen geht es in keinem Fremdwörterbuche ab, denn bei der Schwammnatur des Welsch bedeuten ja wer weiß wie viele Fremdbrocken so ziemlich dasselbe, man denke nur an *Basis* und *Fundament*; *Faktor*, *Element*, *Material*, *Koeffizient*; *deduzieren*, *explizieren*, *demonstrieren*; *informieren*, *instruieren* usw. ...

Der Benutzer wird unter den Entwelschungen hier und da ein Wort welschen Ursprungs finden: es möge beweisen, daß ich kein „Purist“ von der Art bin, wie sie die Welscher sich aus ihrem schlechten Gewissen zu trügerischen Zwecken erfinden. Mit guter Absicht gebe ich für den durch Abnutzung farblos gewordenen *Bürokraten* unter anderm den Staatshämorrhoidarius aus den Fliegenden Blättern (1844), für *servil* byzantinisch, für *prosaisch* philisterhaft, und verweise hierzu auf den Abschnitt „Nützliche Fremdwörter“ in meinem „Sprich Deutsch“ (S. 240)...

Alle Fremdwörterbücher bemühen sich liebevoll, den Benutzer doch ja zum richtigen, zum richtigsten mündlichen und schriftlichen Gebrauch des Welsch anzuleiten. Mit allen Hilfsmitteln des Setzerkastens wird erstrebt, daß der sprechende und schreibende Deutsche kein Fremdwort mit falschem Geschlecht gebrauche, wobei allerdings solche Ausnahmen wie die *Belletage*, die *Renommage*, die *Debatte*, das *Rencontre* usw. als anmutige Besonderheiten der echtdeutschen Mundart des Französischen wohlgehten sind.

In deutschen Sprachlehren kann man scharfsinnige Untersuchungen finden, ob der oder das *Primat*, der oder das *Karneval*, die oder der *Periode* zu sagen ist; wie die Mehrzahl von *Physikus* zu lauten hat, *Physici* oder *Physikus'* oder *Physikusse*? In den Fremdwörterbüchern wird die Wahl zwischen Büddscheh und Bödschett freigestellt; wird dafür gesorgt, daß man beileibe nicht *numérisch*, sondern *numérish*, nicht Bülljetäng, sondern Bülljetäng spreche; wird der französische Nasenlaut, das englische Lispel-T, das italienische *gli*, das spanische *ll* und *ñ* mit der schuldigen Ehrerbietung vor Entstellungen behütet und die echtrussische Aussprache von Kosak gelehrt...

Diesem Unfug will mein Fremdwörterbuch ein Ende machen. Der Leser soll nicht erfahren, wie ein Fremdwort richtig und richtigst auszusprechen und zu schreiben sei, denn er soll es weder falsch noch richtig sprechen und schreiben, vielmehr soll er es niemals in den Mund oder die Feder nehmen... Nichts da vom richtigen Geschlecht, nichts über den Ursprung des fast niemals Ursprünglichen; nichts über die beste Aussprache, etwa die von *Entente* mit zwei vollkommen richtigen Nasenlauten, nicht wahr?; nichts über Mehrzahlbildung oder gar Zeitwortbeugung. Mit gewissen lehrreichen Ausnahmen: der Leser soll erfahren, von welcher Art ein großer Teil des Französischen ist, womit das gebildete Deutschland, der Hochsitz der Sprachwissenschaft, die französische Welt bereichert. Der Zusatz bf = berlinfranzösisch hinter einigen hundert Welschwörtern möge zum Beweise dessen dienen, was ich in „Sprich Deutsch“ (S. 86) über Ludersprachen gesagt habe... *Mortalität* ist kein Latein, sondern Küchenlatein, Rackerlatein; *Psychose* ist nicht griechisch, *Loyalität* nicht französisch, *Pronunziamento* nicht spanisch. Und dann solche Sprachgreuel wie *interessant*, *Interessent*, *interessieren*, *zentralisieren*, *etatisieren*, *valutarisch*, *katastrophal*, *Vitalität*. Der einzige Zusatz, der den Welschwörtern gebührt, ist nicht die irreführende Bezeichnung ihres Ursprungs, sondern der verachtungsvolle Spott, und mit dem halte ich nicht zurück...

Ich gelte ihnen [den Welschern] zur Zeit wohl für den ärgsten *Puristen*, weil ich mich nicht begnüge, selbst Deutsch zu schreiben, was sie mir als eine verzeihliche Schrulle allenfalls nachsehen würden; sondern weil ich der unversöhnliche Bekämpfer der einzigen Sprache bin, die allein sie beherrschen: des Welsch...

Welsch ist zum allergrößten Teil die Sprache des Bildungs- und Gelehrten dünkels, zum sehr umfangreichen die des Schwindels, zum allergeringsten die eines berechtigten wissenschaftlichen Bedürfnisses. Mit den welschen Stammwörtern allein könnte die gelehrttuerische Eitelkeit sich nicht Genüge schaffen, sie bedarf dazu eines ganzen Gebäudes von fremden Vorsilben und Endungen. Un, um, gegen, über, heit, schaft, tum, lich sind nur deutsch, also ungelehrt, unvornehm, fast ungebildet; *in* oder *a* und *an*, *peri*, *anti*, *hyper*, *ismus*, *ität*, *isation*, *al*, *il*, *ell* sind lateinisch, griechisch, französisch, also gelehrt, vornehm, zeigen den Mann mit Bildung... Jeder Welscher bildet sich in einem mäßig langen Leben Dutzende von neuen Wurmfortsätzen, denen gegenüber jeder Sammlerfleiß ohnmächtig ist. Nur zufällig erfährt man, daß der welschende Schmock statt Museumsarbeit schreibt *museale Aktivität*, ein anderer von *Epoche* den *Epochanten* ableitet, ein dritter von *Anethizismus* faselt. Starr vor Bewunderung, neidisch auf so viel Bildung steht der gutgläubige deutsche Leser ohne Fremdsprachenkenntnisse vor solchen Sprachschwindeleien, vermutet dahinter wunderwelche Geheimnisweisheit, möchte fürs Leben gern dahinterkommen, verzagt an seiner Fähigkeit, solche Bildungshöhe je zu erklettern. In diese Sudelküche will ich hineinleuchten...so will ich den Lesern meines Buches die Kunst beibringen, nicht etwa es den Gelehrtheitsschwindlern gleichzutun, aber ihnen auf die Sprünge und hinter ihre Schliche zu kommen...

Dem hochherzigen Verlage, der diesen Neudruck gewagt, danke ich eine hohe Freude meines Alters: ich hinterlasse ein reich vermehrtes Buch. Daß es niemals vollständig sein wird, sein kann, daran trage ich keine Schuld.

Bornim (Potsdam), am 13. September 1928

(„Verdeutschungsbuch“ 1917–1928)

© POTZDAM 2004 – Eduard Engel

| KULTURKAMPF |

Wir sind das Volk! Wir sind das Volk!

Unser Verhalten nach der Wahl der DVU in den Brandenburgischen Landtag

Von Mathias Deinert

Die rechtsextreme DVU wurde in den Landtag gewählt, und ausnahmslos alle unsere Wortführer und Meinungsmacher beklagen das: Journalisten ziehen DVU-Vertretern nach nur halben Sätzen das Mikro weg, Bischöfe bedauern den Ansehensverlust Deutschlands in Europa, Abgeordnete dagegen wollen sich auf kein Gespräch mit der DVU einlassen und so tun, als sei sie nicht vorhanden – weil man wohl glaubt, etwas löse sich in Luft auf, wenn man nur die Augen davor verschließt. So also gehen wir mit Widerspruch um.

Hinter der DVU steht eine Wählerschaft. Ja, die DVU ist wenigstens eine kleine politische Kraft. Und so dumm und dreist DVU-Hohlköpfe auch sind, wir sollten uns mit ihnen als Teil der politischen Landschaft auseinandersetzen. Wer das nicht tut, gesteht dem Faschismus geradewegs eine Wahrheit zu, die mit unseren geistigen Waffen nicht auszuhebeln ist.

Darum also, liebe Abgeordnete, verehrte Bischöfe und neunmalklugen Journalisten: dagegen ansprechen, statt eitel das Köpfchen in den Nacken zu werfen! Sonst glauben uns DVU-Wähler nicht, dass wir die besseren Argumente haben.

© POTZDAM 2004 – Mathias Deinert

Niemand hat die Absicht einen Parkeintritt zu erheben...

... denn es gibt genug Alternativen

Von Markus Wicke

Um es gleich vorwegzunehmen: Nein, wir gehören nicht der buntbewimpelten fahrradkinderanhängerhintersichherziehenden LangzeitstudentInnenfraktion an, die die drei Potsdamer Schlossparks so ziemlich mit allem zernutzen will, was Dreck macht, Wege zerrillt, Rasen zerstört und nicht gut aussieht. Wir wollen also weder weiter zusehen, wie unangeleitete Hunde die Parkenten jagen, möchten auch nicht mehr blöden FahrradfahrerInnen (gern auch mit besagten mobilen Kinderspielecken im Schlepp) auf den Parkwegen ausweichen und haben es satt, dass picknickgeile Pärchen und größere Familienverbände meinen, den Park-Rasen und die Sichtachsen mit sich und ihrem Fresskrepel voll machen zu müssen. Wir halten demzufolge den Park auch eher für ein großartiges Gesamtkunstwerk, das man erlaufen soll und kann, und zwar auf praktischerweise den dafür vorgesehenen Wegen. Und zum Sitzen gibt es Bänke.

Somit hätten wir zunächst alle Vorurteile für gemeinhin als bürgerliche Spießler verschrieene und nicht mehr up-to-date Zeitgenossen erfüllt. Umso erstaunlicher, dass wir gegen den Parkeintritt sind. Und das aus zunächst ganz und gar konservativen Gründen:

Für alle Menschen, die in Deutschland Steuern zahlen (und das sind so ziemlich alle, die sich Mehrwertsteuerpflichtige Dinge kaufen müssen), wäre es eine doppelte „Abzocke“, um mal diesen etwas boulevardesken Bild-Titelzeilen-Stil zu bemühen. Denn schließlich finanziert sich die Stiftung aus Steuermitteln des Bundes und der beiden Bundesländer Berlin und Brandenburg. Wieso also doppelt zahlen?

Ein weiterer Grund ist die von der Stiftung immer wieder beschworene kulturelle Tradition, die es zu bewahren gilt: Dazu gehören unserer Ansicht nach nicht nur die Schlösser und Parks, sondern auch jahrhundertealte Traditionen wie der kostenfreie Zutritt zu den Schlösserparks, der für Sanssouci schon unter Friedrich dem Großen möglich war; so zumindest erzählen es die amtlichen Führer der Stiftung. Die mit einem Parkeintritt zusätzlich verbundenen hässlichen Drehkreuze, Zäune, Tore und Kontrollkräfte mögen wir uns in diesem Zusammenhang gar nicht vorstellen.

Der Hauptgrund jedoch ist ein ganz heutiger, sozialer: Dieser Park gehört zu dieser Stadt und ihren ganz unterschiedlichen Bewohnerinnen und Bewohnern, die ihn ganz unterschiedlich nutzen: zum Joggen, Walken, Spazieren, Erholen, Erfahren, Studieren, Lesen, Verlieben, Entlieben, Streiten, Diskutieren, Glotzen, Ergötzen, Lernen, Beobachten, Entenfüttern, Ergründen. Die Toleranz dafür sollte erst da aufhören, wo die Nutzung zur Zerstörung und Störung anderer Parkgäste führt. Ein Parkeintritt würde eine soziale Ghettoisierung des Parks bedeuten oder – zugespitzt: zu einer Trennung zwischen Park und Stadt.

Nun könnte man einwenden, dass die Potsdamerinnen und Potsdamer ja vom Eintritt ausgenommen werden könnten, was sie jedoch als gute Gastgeber gegenüber ihren Gästen als beschämend und peinlich empfinden würden. Somit kommen wir zum Hauptgrund unseres Missfallens: Ein Parkeintritt gehört sich schlicht und einfach nicht, er ist so abwegig wie eine Bürgersteigbenutzungsgebühr, eine Sprechtaxe oder Luftholsteuer.

Hier könnte dieser Text enden, das wäre jedoch zu einfach, weil nur kritisierend. Daher ein paar Vorschläge zur Güte an die Stiftung:

1. Mehr und sichtbarere Spendensäulen
2. Konsequenterer Ahndung von teurer Parkzerstörung durch Fahrradfahrer, Hochgraswiesenpicknicker, Uferstreifenzertrampler, die dafür ein empfindliches Bußgeld zahlen müssen.
3. Ein moderater Eintritt gerne im Badestellenbereich am Heiligen See als Ausgleich für die dadurch entstehenden Schäden.
4. Öffnung des befestigten Ökonomieweges im Park Sanssouci für Fahrradfahrer, dafür eine konsequentere Durchsetzung des Fahrradfahrverbotes auf den übrigen Wegen. Prüfung alternativer festgelegter Fahrradrouten durch den Neuen Garten und den Park Babelsberg.
5. Mehr publikumswirksame Ausstellungen, die wirklich Geld in die Kasse bringen und nicht nur ein elitäres Berliner Minderheitenpublikum bedienen.

Für weitere Ideen fragen Sie einfach die Potsdamerinnen und Potsdamer, Herr Dorgerloh: Machen Sie eine Tagung, eine Ideenwoche, was immer. Und tun Sie uns bitte einen Gefallen: Laden Sie auch Touristen dazu ein oder Kollegen aus London, München oder Rom. Und vergleichen Sie Potsdam bitte nicht noch einmal mit parkeintrittnehmenden Städten wie Schwetzingen (sic!). Das haben wir nicht verdient.

© POTZDAM 2004 – Markus Wicke

| KULTURKAMPF |

Wonach Er sich zu richten hat!

PotZdamer Tagesbefehle

Elke von Kuick-Frenz, Baubeigeordnete!

Bisher haben Sie in Ihrer o.g. Funktion ja nicht viel anrichten können: hier und da mal ein Preisgeld für den schönsten Vorgarten ausreichen, Ausstellungen eröffnen, Häppchen essen, dabei gern auch mal ein Schlückchen trinken. Und dass man Sie regelmäßig im Kaufland sieht, zeigt Ihre anerkennenswerte Volksnähe.

Doch nun dies: „Das Brandenburger Tor bekommt Flügel“, mussten wir in der PNN lesen. Ja ganz recht: Zusammen mit einem offenbar komplett ortsunkundigen und modernistisch-profilierungssüchtigen Architekten stellten Sie kürzlich Pläne für buswartehallenähnliche Torhäuser am Brandenburger Tor vor, um mehr „Aufenthaltsqualität“ auf den davor liegenden Platz zu bringen. Der Grund hierfür liegt auf der Hand: Die Stadt kostet es nichts, denn ein „Investor“ steht bereit: Die „Nippon Development Corporation GmbH“, die angesichts der Top-Lage ihrer als Verkaufsbuden zu nutzenden Glas-Stahl-Verbrechen bereits jetzt die Geldzählmaschine angeworfen hat. Und dass die PNN in Person von Dirk Becker dies alles in einem Kommentar auch noch gnadenlos gutheißt, ist schon wieder eine ganz andere Geschichte.

Also, liebe Elke von Kuick-Frenz: Lassen Sie sich bitte im Kaufland nicht mehr von fremden Architekten oder Development-GmbHs ansprechen. Unterhalten Sie sich lieber mal mit uns! Wir sehen uns auf der nächsten Ausstellungseröffnung.

Ach und, Potsdamerinnen und Potsdamer,

wenn ihr einen guten Geschmack habt (wovon wir natürlich ausgehen), dann unterschreibt doch einfach in der Galerie Samtleben auf der Brandenburger Straße gegen den Tor-Flügelwahnsinn. Noch ist es nicht zu spät.

Berlinerinnen und Berliner!

Glaubt nichts, was Euch die taubblinden zitty-Redakteure in der ersten September-Ausgabe über Potsdam erzählt haben. Die größten Irrtümer seien hiermit korrigiert: Potsdam hat natürlich KEIN freundlicheres gastronomisches Servicepersonal als Berlin, insbesondere die besprochene „Meierei am Neuen Garten“ und das „Doreamus“ sind uns nur als Hort der Ungastlichkeit bekannt. Wie hoch waren die Bestechungssummen? Und auf die erst weit nach der Wende von Filmkulissenbauern nachgemachte „Heider“-Innenraum-Staffage hereinzufallen („fotogene alt Caféhäuser“), darf eigentlich nur japanischen Touristen passieren. Schwul ist das „Heider“ im übrigen auch schon lange nicht mehr, Hans-Hermann Kotte, da kommen Sie 15 Jahre zu spät, wir empfehlen Ihnen da lieber das „Leander“ oder die „unscheinbar“. Und wenn man vor dem Schloss Sanssouci steht, steht man im gleichnamigen Park, nicht im „Lustgarten“, der vielmehr gegenüber dem Filmmuseum liegt, das wiederum zwar richtigerweise als Orangerie gebaut, wohl aber als ehemaliger Marstall bekannt ist. Eine besondere Peinlichkeit zum Schluss: Sabine Schicketanz, Lokalchefin der PNN mit Wohnsitz in Berlin-Zehlendorf, behauptet in der zitty gastschreibenderweis, das Belvedere auf dem Pfingstberg hätte sich zu DDR-Zeiten im Grenzgebiet befunden und sei deshalb verfallen... Wie der Pfingstbergverein dann bereits vor 1989 einen Teil der Außenanlagen auf Vordermann bringen konnte, bleibt ein Rätsel, aber dafür kennt sich Frau Schicketanz ja besser in sog. Promi-Kreisen aus.

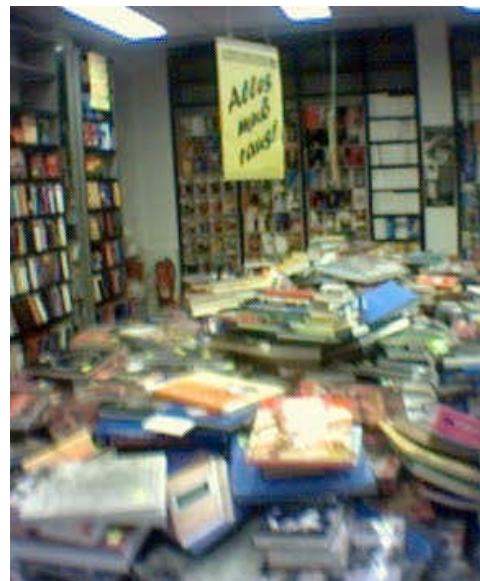
Also, liebe Berlinerinnen und Berliner: Nichts glauben, einfach selber mal herkommen, gucken oder uns fragen, wir geben auch garantiert patzig Auskunft. Denn freundlich sind die Potsdamer im Allgemeinen auch nicht – dieses von zitty verbreitete Vorteil finden wir besonders perfide.

Wohlthat'sche Buchhandlung!

Was ist das denn bei euch für ein Durcheinander:

Die Bücher liegen neuerdings wie Schlüpfen im Karstadt-Winterschlussverkauf auf Grabbeltischen herum, der ganze Laden gleicht einem großen Bücherscheiterhaufen, der nur noch aufs Anzünden wartet. So geht das nicht!

Wir erklären Euch das mal: Also erstens sind Bücher ein Kulturgut, das man zwar akkurat stapeln und in Regale stellen, niemals jedoch häufeln darf: Dies sieht sehr unschön aus, macht die Buchrücken ranzig und bricht dem oder der Bibliophilen das Herz. Des weiteren kauft man Bücher nicht nach Farbe oder Form (wie Karstadt-Schlüpfen), sondern nach Inhalt.



Den Inhalt kann man zumeist dem Buchtitel entnehmen, bei euch jedoch nicht mehr, weil man vor lauter Grabbel nichts mehr erkennt. Und in Büchern wühlen macht auch keinen Spaß, weil ständig was rutscht und sperrt. Also, Wohlthat'sches Personal: Das ist doch schnell mal aufgeräumt. Dann kommen wir auch gerne wieder. Und wenn nicht: Remember Karstadt!

© POTZDAM 2004

| EXTERN |

Sie sind da!

Und ich leuchte!

Von M. Gänsel

Hmmm, Germknödel. Mag ich total gerne. Dass die das hier in der Mensa anbieten. Toll. Eh alles toll bis jetzt, voll coole Vorlesung gehört gerade, die erste in meinem Leben! Na nee, in der neunten Klasse haben wir mal ne Exkursion gemacht an die Uni Münster, voll viele Fahrräder da. Da waren wir auch in einer Vorlesung, aber – JURA! Buörgs, wir sind eingeschlafen, so öde war das. Dolle Weiber, aber nee. Hmmm, Germknödel. Die Kassenfrau ist auch super freundlich, eh bisher alle superfreundlich, ich mein ich kenn ja niemanden, aber jetzt hab ich echt schon bisschen das Gefühl hierher zu gehören. Heute morgen nach dem Aufstehen noch geheult, wollte halt nicht raus in die böse Welt. Ha, ich und Rotkäppchen!

Setz ich mich zu denen an den Tisch? Die waren auch in der Vorlesung... Aber die können sich bestimmt nicht erinnern, ich mein was soll ich denn sagen: „Hi! Wir studieren zusammen!“ Super, ich und die und tausend andere, haha. Das war irre gerade in der Vorlesung, der Professor hat anderthalb Stunden einfach so erzählt, ohne einmal auf seine Papiere zu schauen! Locker und total interessant! Die ganzen Bücher, die der genannt hat und dann auch noch wörtlich zitiert! Wörtlich! Irre. Ob ich das auch kann, wenn ich fertig mit dem Studium bin? Na, dauert wohl noch paar Jahre, so ca. fünf, haha.

Hier ist ok, am Fenster, allein am Tisch, wunderbar. Hmmm. Germknödel. Irre.

Hmmm.

Also die schmecken super, das hätte Mama nicht besser hingekriegt. Ich könnt heulen, so wohl fühl ich mich. Irgendwie warm auch, das wird ganz warm im Bauch. Weil ich ein gutes Gefühl habe, genau...

Hmmm.

Voll lecker.

--

Ähem.

--

Ey... meine Hände leuchten.

Ey echt! Scheiße, das Besteck wird ganz warm. Aua! Muss ich loslassen. Meine Arme leuchten jetzt auch, das geht irgendwie immer weiter! Och nö!

Was ist denn LOS, zum Teufel? Überall wird es warm, jedes Stückchen meines Körpers

beginnt wie blöde zu leuchten! So ein Strahlen ist das, das ist ja ätzend peinlich! Um mich rum starren alle, einige laufen schnell weg. Ich will AUCH weg! Ich WILL nicht leuchten! Scheiße!

Was ist ich meine mit mir los ich will nicht menno das kann doch kann hier mal einer könnte bitte irgendjemand ich meine das ist mein erster Tag hier heute und ich war eben noch in der Vorlesung und ich meine könnte hier mal jemand rennt doch nicht alle weg ich guck mal meine Füße das sieht irgendwie richtig spacig aus da könnte man vielleicht mal mit auftreten oder so aber das täte schon heißen ich meine das müsste dann jetzt mal aufhören ist ja schön dass ich so mir nichts dir nichts leuchten kann aber ich meine –

--

Soll ich schreien? Ich schrei einfach mal. Jetzt sind die alle voll in Panik. Die Kassenfrau kommt auf mich zu. Die ist ja cool. Die LÄCHELT.

Die lächelt immer noch, die setzt sich hin. Ich leuchte immer noch wie blöde. Das ist mir so PEINLICH!

Die fängt an zu erzählen... Hä? Was...?!

Die spinnt. Aber die macht nicht den Eindruck, als ob sie spinnt. Spönnchen, höhö, wir sind ja jetzt Student...

Scheiße, die meint es ernst. Auserwählt! Ich!!

Irgendwie ist die aber komisch, die ist eindeutig nicht von hier. Sagt die ja auch. Venus. Irre.

Und ich soll mit. Denen ihre Art retten oder so. Ich sei der neue Stammvater oder so. Soll neue Venusier zeugen. Ich?!

Nur, weil ich LEUCHTE? Das kann doch jedem passieren!

Plötzlich kommt noch jemand an den Tisch. Ein Typ, sieht aus wie ein Professor. Ist er auch, irgendein Ausländer. Aber nicht von der Venus, eher Erde. Redet komisches Zeug. Ich versteh nix. Die Kassenfrau will ihn ignorieren, geht nicht. Der zweifelt an ihr! Da poppt die plötzlich mit dem Finger auf mein Essen und SCHWUPS, Germknödel adé! Die hat mein Essen weggelassert! Irre. Ich glaub mir wird schlecht. Aber ich leuchte immer noch wie bescheuert.

Die Kassenfrau schaut mich so an... ich weiß nicht... irgendwie find ich die sympathisch. Die macht auch nur ihren Job hier, ich mein wer weiß, wie lange die schon gewartet haben hier! Auf MICH!

Stell ich mir mal vor, wie das wäre, Venus usw. – nicht schlecht, mein Lieber. Nicht schlecht. Warum nicht? Ich meine, wie oft bekommt man so eine Chance? Einfach mal raus aus allem, außerdem noch Gutes tun?

Ich geh mit. Ich mach das. Der Prof-Typ ist jetzt bisschen freundlicher, schleimt regelrecht rum, sagt mir, wie ich mit Venusiern zu reden habe und dass die allergisch gegen Gras sind. Gras! Was soll das. Nehm ich Gras mit oder was.

Ich nicke der Kassenfrau zu. Packmas!

Alle Leute spritzen auseinander, als wir aus der Mensa kommen. Die Kassenfrau zeigt Richtung Neues Palais und sagt, dass dort das Raumschiff warte. Irre. Ich zisch noch eben ins Wohnheim und hol paar Klamotten, sag ich. Nix da. Sie sagt, ich brauche nichts. Alles da, sie haben Kopien von meinen persönlichen Sachen bereits an Bord. Irre. Ich bin echt voll von den Socken.

Aber von meinen Eltern MUSS ich mich verabschieden. Die wollten jetzt das Wochenende kommen! Das versteht die Kassenfrau und ich darf kurz anrufen.

Keiner da, Handy aus.

Quatsch ich eben zuhause auf den AB, kann ich jetzt auch nicht ändern.

„Ähem... ja hi... ich bin's... also. Ich meine... das klingt jetzt vielleicht blöd, wenn ich das so sage, aber ich flieg jetzt auf die Venus. Ja. Also ich hab plötzlich zu leuchten angefangen und dann kam die Kassenfrau hier und... na jedenfalls flieg ich jetzt mit. Weil die brauchen mich da, wisst ihr. Dringend. Irgendwie sind die am Aussterben oder so. Ich KANN da nicht nein sagen, das versteht ihr bestimmt. Na, ich ruf nur an, weil ihr dann nächstes Wochenende nicht kommen braucht... ich meld mich wieder - - wartet mal - - nee, ich melde mich nicht - - PIIIIIEP.“

© POTZDAM 2004 – M. Gänsel

| EXTERN |

Wir sind hier

Und ich strahle!

Von Mathias Deinert

„Zwei fünfzig bitte!“ Zum 307ten Mal heut schon! Aber ich will nicht undankbar sein. Immerhin sitz ich am übersichtlichsten Punkt dieser Mensa: an der Kasse. Das Semester hat grad erst angefangen, und irgendwann muß ja ein geeignetes Exemplar hier vorbeikommen. Unsere größte Tugend ist die Geduld. Aua, der BH schneidet mir ins Fleisch.

Oh, da kommt wieder einer. Vielleicht ist das der Richtige. „Zwei fünfzig bitte!“ Hm, irgendwas komisches hat der im Blick. Und dieser Gang... Kurz blicke ich zu Frau Hoffmann, sie ist eine von uns. Auch Frau Hellmich schaut. Ich schüttele nur den Kopf. Argh, nicht mal richtig umdrehen kann man sich mit so einem Brusthalter! Wie ich unsere enggeschnittenen Raumanzüge vermisse... „Zwei fünfzig bitte!“ Igitt, Germknödel. An das Essen hier auf der Erde hab ich mich immer noch nicht gewöhnt. Auf der Venus, ja da läßt sich's schmausen: Kolkringe, Burrmeisen, Knirfbuchteln... hmmm! Wenn ich doch bloß wieder zuhause wär! Aber ohne erfüllte Mission gibt's künftig eben auch keine venusische Küche mehr.

HALT !

Was ist? Frau Hellmich schnallt ihren BH ab?? Das ist das Zeichen! Ich drehe mich um: tatsächlich! Er leuchtet! Er war's! Der Retter! Und er ißt Germknödel... Sein Leuchten ist unsagbar schön... er leuchtet wie die Plixlichter im venusischen Winter!

Ich höre Menschen kreischen. Männer brechen zusammen, Frauen und Kinder stürzen zum Ausgang. Diese irdischen Angsthasen! Er leuchtet!! Anerkennend zwinkere ich Frau Hoffmann und Frau Hellmich zu und steige aus dem Kassierererkasten. Unser armer Retter, weiß gar nicht wie ihm geschieht. Der Gute! Er beschaut seine Haut, als hätte er die Pest. Er hat Angst. Süß.

„Seien Sie ganz unbesorgt,“ sage ich mit venusischem Gruß, „daß Sie leuchten, liegt am ontochromotropischen Liquid in Ihrem Metabolismus. Das ist eine Art Nachweisflüssigkeit. Wir mischen sie seit Semesteranfang in jedes Mensaessen. Dieses Liquid zeigt uns den Retter an. Verstehen Sie? Frau Hoffmann, Frau Hellmich und ich, wir kommen von der Venus. Unser Volk stirbt. Und Sie sollen den Fortbestand unserer Art sichern. Verstehen Sie

mich? Ein gesundes Weibchen ist längst vorhanden. Aber ein gesundes Erdenmännchen zu finden war verdammt schwer. Fast hatten wir die Hoffnung aufgegeben... aber nun, nun leuchten Sie! Sie sind auserwählt. Freuen Sie sich?“

Der Auserwählte sagt kein Wort und schaut mich an, als sei ich verrückt. Inzwischen sind wir allein in der Mensa. Panik hat den Saal leergefegt. Ich blicke ihn an. Dann fragt er: „Und was wird jetzt?“ Ich lächle, melde in den Kommunikator an meiner Schürze kurz „Alles in Ordnung: wir haben ihn“ und sage ihm schulterklopfend „Na, Sie werden natürlich mit uns auf die Venus kommen. Ihr Leben dort wird aus essen, schlafen und Sex bestehen. Immerhin haben Sie einem ganzen Volk neu auf die Beine zu helfen, das ist Ihre moralische Pflicht.“ Er nickt verwirrt. Die Nachweisflüssigkeit entfaltet soeben ihre ganze Leuchtkraft. Aaah, er ist passend wie kein zweiter!

Moment -- was will DER jetzt hier?! Professor Barischnikov vom Lehrstuhl für PSIchologie tritt an den Tisch. Diese alte Dörrpflaume. Der Wunder-Prof! Auf seinem Schreibtisch hatte der mal zwei schreiende keltische Totenschädel zu stehen. Gott, er will den Retter autopsieren! Das lese ich in seinen finsternen Gedanken. Er ist verrückt. Wie man weiß, züchtet er auf dem Bornstedter Friedhof Knoblauch und hat das Feuerwerk der letzten Schössernacht mit „Sie kommen, sie kommen“-Rufen gestört. Zum Beweis unserer außerirdischen Macht vernichte ich den ekligen Germknödel mit meinem Finger-Laser. ZAPP. Die Nervensäge Barischnikov soll ruhig sehen, was auch mit ihm passieren kann, wenn er's zu weit treibt und dem Retter ein Haar krümmt.

Der Geruch des weggeschmolzenen Tellers hängt lange in der Luft -- oder riecht es aus Barischnikovs zerlumptem Pollunder? Durch seine Brille starrt der Alte mich verdattert an, seine Halsschlagader tritt hervor und er bekommt Schweiß auf der Stirn, als ich mit dem Auserwählten die Mensa verlasse (meinen Schußfinger immer auf Barischnikov gerichtet) und zum Mutterschiff gehe. Unterdessen nimmt der Auserwählte sein Telefon: „Aber von meinen Eltern MUSS ich mich verabschieden. Die wollten jetzt das Wochenende kommen!“ Na gut.

An der Bordluke beginne ich, meinen Kittel abzustreifen. „Sitzen Frau Hoffmann und Frau Hellmich schon am Steuer?“ Ich lege Strumpfhose und Schuhe mit dem Kittel fein säuberlich ins Gras und will mit dem Laser rückwärts tödlich auf Barischnikov zielen – aber ich sehe ihn nicht mehr. „Naja, nun kommen Sie,“ dränge ich den Retter zum Einsteigen, „es gibt viel zu tun!“

© POTZDAM 2004 – Mathias Deinert

| EXTERN |

Er ist da!

Und leuchtet!

Von P. Brückner

Es ist ein Schloss. Das war mir sehr wichtig, als ich den Auftrag annahm. Ich liebe Schlösser, liegt wahrscheinlich an meinen seligen Kindheitserinnerungen in Transsylvanien. Ach mein geliebtes Transsylvanien. Heimat von Werwolf, Vampyr und Ghul. Waren das glückliche Zeiten, als man noch jede Nacht acht, neun – in guten Neumondnächten ein ganzes Dutzend erschreckliche Vampyre pfählen konnte, zack, zack, zack, so wie Großmutter Fleisch und Zwiebelstücken zum Schaschlik aufspießte! Oder jenes Weihnachten, als ich und Brüderchen Vladimir von Onkelchen Igor 500 Silberkugeln bekamen und damit ein ganzes Wehrwolfsrudel erlegten! Mir kommen heute noch die

Freudentränen, wenn ich mich daran erinnere. Ach Vladimir selig. Hätte ich doch NIE!

Aber was blieb mir übrig: 1956 schossen plötzlich Naturschutzgebiete aus dem Boden wie weiland Steinpilze im Buchenwäldchen hinterm Haus von Mamuschka und Pampuschka. Nachdem ich aus dem erst so kindlichen Spiel mit meinem höchst erfolgreichen Studium in Kryptozoologie eine ernsthafte Profession werden ließ, wurde nun überall verlautbart, der Werwolf sei ein bedrohter, scheuer, friedfertiger ja nützlicher Waldbewohner und der Vampyr schon fast gänzlich aus Transsylvanien und Siebenbürgen verschwunden. Eine Neuansiedlung mit Exemplaren aus dem Kaukasus und dem Harz wurde zwar versucht, scheiterte aber. Was blieb mir? Ich musste, wie man bei uns sagt, die Chappka wechseln und wandte mich der Parapsychologie zu. Meine Experimente mit Geisteskontrolle und Selbstentzündungen machten mich bald über die Grenzen Siebenbürgens bekannt.

Bis zu jenem Tag, an dem ich mir nur durch Gedankenkraft ein Pfeifchen entzünden wollte, als Vladimir, der unglückselige, mir just in jenem Moment eine Frage zur Morphologie fleischfressender Pflanzen antrug. Sogleich richtete ich all meine Aufmerksamkeit auf Vladimir und der Ärmste begann im selben Augenblick an zu schmorgeln wie ein Auerchsen-Filet auf der heißen Herdplatte. Sofort versammelte ich all meine Energie auf die Gedanken an Kälte und Eis. Aber, ich beklage es bis zum heutigen Tag, in meiner Aufregung konzentrierte ich mich so stark, dass Vladimir schockgefroren zu Eis erstarrte. Von dem Gefrierbrand, den er sich an diesem Tage zuzog, erholte er sich nie mehr und starb zwei Jahre später in der Wüste Gobi, die er auf ständiger Suche nach ein wenig Wärme durchzog, an Unterkühlung.

Ich zog mich von jenem Tage an aus der Welt zurück und wäre wohl längst dem Vergessen anheim gefallen, hätte nicht eine Akademie im fernen Potsdam sich meiner erinnert.

Nachdem sich an jener Universität durch Gründung des Potsdam Center for Transatlantic Security and Military Affairs das Grauen schon einmal Bahn gebrochen hatte, wollten sie es nun durch einen Lehrstuhl für Kryptozoologie, Parapsychologie und PSI-Lehre eindämmen helfen. Als erste Wahl für die neue Professur galt lange David Duchovni, aber nachdem er ablehnte, erinnerte man sich an MICH Prof. Dr. Vitali Barischnikov!

Und demutsvoll nahm ich die Stelle an.

Schon auf der Reise nach Potsdam vernahm ich Gerüchte über monströse Germknödel. Menschen die selbige zu sich nehmen, sollen tage-, ja wochenlang keinerlei Hunger mehr verspüren. Ging da etwas vor in Potsdam? Dunkles Grübeln drückte mich und ewig dächten mir die 19 Tage, die die Postkutsche ab Transsylvanien brauchte.

Angekommen, nahm ich mir nicht einmal die Zeit meine Koffer in ein Gasthaus zu bringen. Ich musste diese Germknödel sehen! Süße Verlockung des Bösen, denn schon die alten Japaner wussten, dass der Sitz der Seele im Darm sei. Ein Verschluss desselben durch eine wenn auch noch so süße Speise muss als Wirken des Bösen interpretiert werden.

Ich sah sie sofort. Berge von Knödeln und – Meeren gleich – Liter um Liter Heidelbeersöße. Viele meiner zukünftigen Studenten labten sich bereits an dem Gericht, alle offenbar voll Wohlgefallen. Waren die Gerüchte tatsächlich nur genau dies? Dort, mir direkt gegenüber, begann eben ein Student sein süßes Mahl. Er hatte dieselbe Figur wie Vladimir. Ach Vladimir, so kalt... Vor meinem innerem Auge erhob sich der Geist meines Bruders, deutlich konnte ich seine grün leuchtende Aura erkennen. Ich hob die Hand um diesen Alp beiseite zu wischen und... erstarrte. Nicht Vladimir, sondern der Student leuchtete. In sattem Grün pulsierte seine Aura.

Also doch die Knödel! Aber wozu? Sollte dieser Däne doch recht gehabt haben?

Weihnachten 76 hatte mich jemand, der sich selbst als Erich von Däniken ausgab, aufgesucht und drei Tage lang über Außerirdische monologisiert. Ich hatte es damals als Unsinn abgetan, aber dieses Leuchten hatte er mehrfach erwähnt. Venusianerinnen, die paarungsfähige Erdlinge durch dieses Leuchten erkennen...

Was für eine Chance! „Vitali Barischnikov, du bist ein gemachter Mann!“, ging es mir durch den Kopf, und „Ich tue es für dich, geliebter Vladimir.“ Was zur Wiederherstellung des Namens Barischnikov fehlte, waren einzig die Beweise. Sie mussten gesichert werden! Am besten in Spiritus. Ich spannte meine Steinschlosspistole unter dem Tisch und ging dann durch die Schar der kreischenden, auf der Flucht Tische umwerfenden und demnächst alle an Verstopfung leidenden Mensabnutzer auf den immer stärker Leuchtenden zu. Er war nicht mehr allein.

Eine der Kassenfrauen hatte wohl ihre Furcht überwunden und kümmerte sich bereits um mein Forschungsobjekt. Lästig! „Sie sind sehr tapfer, aber gehen Sie jetzt! Er braucht Ruhe und eine Kleine Behandlung!“ Die Kassenfrau blickte mich aus seltsam tiefen Augen an.

„Ich bin Prof. Dr. Barischnikov. Sie müssen jetzt gehen! Sie werden es nicht verstehen, aber es sind Aktivitäten der Venus, die dies hier verursachen und das könnte auch für Sie gefährlich werden. Ich werde mich um alles nötige kümmern.“ Oh, das wollte ich wirklich, mein Finger lag auf dem Abzugshahn der Pistole, die schon meinem Urgroßvater immer treu gedient hatte.

Die Mensafrau zeigte mit ihrem Finger auf die Germknödel. „Ja, es hat etwas mit dem Essen zu tun“ beruhigte ich sie, „aber das ist nicht ihre Schu...“ Ein grüner Strahl aus dem Finger lies Knödel und Heidelbeeren samt Teller zu einem Häufchen Staub zerfallen, selbst Löffel und Gabel waren verschwunden. SIE war ES! „Wir brauchen ihn, wir müssen uns erneuern, verstehen sie das nicht?“ Außerirdisch klang ihre Stimme zu mir.

Mit diesem Finger war sie mir überlegen, gehen lassen konnte ich den mittlerweile tatsächlich grünhäutigen Germknödelesser jedoch auch nicht. Keine Beweise, kein Ruhm. Und dieser Tropf schien der Venusianerin tatsächlich folgen zu wollen.

Ich musste Zeit gewinnen. „Sprich nicht zu viel mit ihnen, sie verstehen dich wahrscheinlich sowie so nicht. Wenn du doch reden willst, ließ vorher wenigstens ‚Männer kommen vom Mars, Frauen von der Venus!‘ Obwohl, du bist kein Marsianer, und wer weiß, ob dies dort eine Frau ist? Und lass dir kein Kind anhängen, Venuskinder werden von ihren Vätern erzogen, das ruiniert deine Karriere mein Sohn.“ Der mittlerweile satt smaragdgrün Strahlende nickte nur geistesabwesend mit dem Kopf und verhandelte gleichzeitig mit der von der Venus. Stark gestikulierend versuchte sie ihm die Vorzüge einer Stammhalterschaft auf der Venus nahe zu bringen.

Mir wurde schlecht, und als ich infolgedessen halb unter den Tisch glitt, sah ich es liegen. Auf dem Boden, nicht sehr groß: das Blatt mit dem Rezept für Germknödel. Ich hatte gewonnen. Mit Tränen in den Augen sah ich die beiden die Mensa und die Erde verlassen. Es waren wieder die alten Freudentränen. Sollten sie gehen, ich konnte forschen. Viele grünleuchtende Männer sind noch in Spiritus einzulegen und eines Tages, das weiß ich ganz fest, braucht die Venus wieder frische Gene. Und dann werde nur noch ICH da sein.

ICH werde die Venus beherrschen! Ich, Vitali Barischnikov! Oh Vladimir, könntest du mich doch sehen, mich.... Mich!

Wiener „Patriot Act“

(I)

Von Marco Schicker

Eigentlich sollte an dieser Stelle eine galante Plauderei über die Bemühungen der „Krone“ und ihrer Erblätter um die Erschaffung einer offiziellen österreichischen Staatssprache nebst eigener Rechtschreibreform stehen. Doch, liebes Publikum, die Zeiten sind nicht danach: Holt die Kinder und die Blumentöpfe rein – die Türken stehen schon wieder kurz vor Wien. Diesen Eindruck hat man von der fast heiser geführten Debatte über einen möglichen EU-Beitritt der Türkei, die von gewissen Kreisen im Nachbarland begangen wird. Da man den Kaffee mittlerweile kultiviert, Döner langsam satt und die Ungarn schon auf der Türschwelle hat, überwiegt im politischen Wien, also im Kaffeehaus, die Skepsis.

Eigenartige Allianzen bilden sich da quer durch die Parteilinien. Die Falafelfraktion der Grünen ist natürlich dafür, die Faselfraktion der Konservativen dagegen, aber weltmännisch genug, dies nicht so deutlich zu sagen. Man weiß ja nicht, wie es am Ende kommt, da ist es schon besser, es waren für alle Fälle einmal lieber die anderen. Ausgerechnet die Sozialdemokraten sehen im Türken die größte Gefahr fürs Vaterland und wollten per Parlamentsbeschluss in einer Art „Patriot Act“ den Regierungschef auf eine Ablehnung von Beitrittsverhandlungen einschwören. Dabei stellte man jedoch fest, dass sich der österreichische Bundeskanzler verfassungsrechtlich einwandfrei vom Parlament nichts vorschreiben lassen muss. „Schade“, wird sich da der Schüssel gedacht haben, „hätte ich das nur früher gewusst...“.

Und so hatte man neben der Türkenfrage nun auch noch die des parlamentarischen Weisungsrechts als eine nach 50 Jahren endlich zu beantwortende auf dem Tisch. Beiläufiges Erstaunen machte sich breit. Auf dem Gebiet des Staatsrechts kennen sich dummerweise noch mehr Politiker aus als in der Türkenfrage, was berechtigte Hoffnung macht, dass die Türken eher im Wiener Parlament sitzen, als dieses weiß, was es darf und was nicht. Es gibt in Österreich schon jetzt mehr Türken als FPÖ-Wähler, deshalb sind die „Blauen“ natürlich auch dagegen. Bei Lichte betrachtet steht der Türke auch nicht vor Wien, sondern mittendrin. Und man bekommt ihn einfach nicht mehr weg, mit oder ohne EU. Der „Kurier“ hatte gar schon Angst, dass die Diskussion wieder in eine ähnliche „Lippizaner und Mozartkugel-Debatte“ ausufert wie bei der Osterweiterung.

Ein Blick nach Deutschland, wo schließlich schon einige Millionen Muselmanen leben, sollte jedoch alle beruhigen. Die Multikulturalität beim großen Nachbarn hat hier sogar schon die Parteiobere erreicht und gipfelte kürzlich in einem netten Bonmot. Ein hoher aber dennoch lokaler SPD-Funktionär antwortete auf eine Journalistennachfrage zum EU-Beitritt der Türkei knapp und hochinformiert: „Ach wissen Sie, wenn die Ungarn EU-Mitglied werden konnten, dann kann die Türkei auch noch rein.“ Da hatten die Österreicher aber noch mal Glück, dass der „Ungarn“ gesagt hat.

© POTZDAM 2004 – Marco Schicker

Krampfadern-Kalle

(II)

Von Marco Schicker

„Österreichische Christen haben erleichtert auf den Rücktritt des St. Pöltener Bischofs Kurt Krenn reagiert.“ lautete neulich eine Agenturmeldung. Man möchte hinzufügen „...und deren Kinder erst!!!“ Nun hat also der Vatikan zum zweiten Mal ein Machtwort gesprochen und nach der Schließung des glumperten Seminars auch dessen Aufseher in die ewigen Beichtgründe geschickt. Um den westpannonischen Klerus aber nicht vollends zu vergrätzen, sprach man ihnen ihren letzten Kaiser, Karl den I. selig, damit die ganze Welt weiß: In Österreich gab es auch GUTE Christen. Also auch in höheren Diensten. Ein eindrucksvolleres Beispiel von Nächstenliebe und Gottgefallen findet man wohl im Erdenrund nicht.

Apropos gefallen: Dass Karl I. selig gesprochen wird, der Kaiser, der ab 1916 als oberster Kriegsherr und Befehlshaber Österreich-Ungarns für die Giftgaseinsätze an den Fronten des Ersten Weltkrieges zumindest wissend mitverantwortlich war, wurde in einer Radiosendung von einem Vertreter der „Kaiser Karl Gebetsliga“ (die gibt es wirklich) so gedeutet: nach damaligen militärischen Ansichten wurde der Tod im Felde durch Gas als weniger quälend weil gründlich betrachtet als der Tod durch z.B. Artillerietrommelfeuer, denn da gab es ja fürchterliche Verletzungen. Eine Historiker-Inquisition im Vatikan hat 55 Jahre an solchen Begründungen gearbeitet, da ließ sich das zitierte Pfäffchen von einer vorlauten Radiomoderatorin (eine Frau!) nicht so leicht davon abbringen. Karl I. ist den Ungarn als Karl IV., König von Ungarn, bekannt. Im wahrsten Sinne des Wortes, entfernt bekannt. Und da kommen wir schon zur Nächstenliebe. Als die 19er Revolution im Eimer war und feststand, dass man in Wien die Nase voll vom Kaiserreich hatte, erinnerte sich Kaiser Karl an seinen ungarischen Stuhl und dachte: „Schei...“. In einer sagenhaft dilettantischen Militäraktion stolperten die Kaiserlichen gen Osten und ehe sie sich's versahen, hatten Horthy und seine Ungarn sie besiegt. Die Geschichtsverdreher aus dem Vatikan nebst Gebetskreisliga vermelden dazu: Kaiser Karl wollte noch in Zeiten der Bedrängung Blutvergießen verhindern, was doch von seinem Verantwortungsgefühl zeugt und seiner Nächstenliebe. Meine lieben Leser, wo steckt eigentlich Otto von Habsburg? An welcher Grenze frühstückt er gerade, und warum? Nun, etwas Gutes hatte Karl doch noch geleistet, wenn auch nur in spiritueller Hinsicht. Aber bitte lachen Sie nicht über meinen billigen Witz, denn dieser stammt einmal nicht von mir sondern ist ein Fakt. Und es sprach der Vatikan: eine Frau in Brasilien wendete sich dereinst betend an den Geist des Kaisers, und siehe da, sie wurde von ihrem Krampfaderleiden geheilt. Und das sollte uns doch als gehöriger Grund erscheinen den letzten Kaiser der Österreicher (in Berliner Historikerkreisen auch ‚Krampfadern-Kalle‘ genannt) selig sein zu lassen und ihn auch so zu nennen.

Man fragt sich nur zwangsläufig, warum der Vatikan bei einer solchen Biographie wegen einiger Nackertenbildchen auf irgendeinem Computer in St. Pölten so einen Skandal macht. Handelte die Geschichte dort denn nicht auch von Nächstenliebe?

Oder ist man der Meinung: krepieren ist ganz ok, aber leben tuts bittschö moralisch...

© POTZDAM 2004 – Marco Schicker

Total Tolerant

Die italienische Variante

Von P. Brückner

Bei italienischen Politikern denkt in diesem Land, spätestens seit der Urlaubskrise, die nicht nur unseren Kanzler dazu zwang seinen Urlaub in Hannover zu verbringen, niemand mehr an eitel Sonnenschein. Trotzdem hat es keine Anstrengungen gegeben, Italien, dessen aktuelle Regierung sich gerne auf die Tradition Kaiser Neros beruft, aus der Europäischen Union heraus zu komplimentieren.

Als Folge muss nun Europa Italiens absonderliche Ansichten über Gott und ganz besonders die Welt über sich ergehen lassen.

Erst darf der zukünftige EU Justizkommissar Buttiglione allen die Welt erklären, zum Beispiel die Ehe: „... was so viel heißt wie Schutz der Mutter und so existiert die Familie, um Frauen zu ermöglichen, Kinder zu haben und den Schutz eines Mannes zu haben, der sich um sie kümmert und das ist die traditionelle Sicht der Familie.“ (vgl. Der Standart, 18.10.04)

Endlich jemand, der sagt wie es ist! Die meisten unserer Probleme stammen doch daher, dass der bewährte Schutzraum für Frauen, der bekanntlich die Distanz zwischen Bett und Herd trägt, einfach in Vergessenheit geraten ist. Weniger arbeitende Frauen würden mehr Arbeitsplätze für Männer bedeuten. Da stimmt Buttiglione schließlich auch mit Innenminister Schily überein.

Am besten also, Frauen verlassen das Heim ihres Mannes (erst des Vaters, dann des Ehemanns) gar nicht erst, gebären lieber 10 Kinder (erst mit dem Ehemann!) und befolgen ansonsten die Anweisungen ihres männlichen Beschützers, der seine Frau vor allem bewahrt, besonders vor ihr selbst.

Das wäre wieder eine gottgefällige Welt, in welcher der Neger zu seinem Schutz in ein Lager in Nordafrika gehört, wie Thunfisch zu seinem Schutz in eine Konserve. Glaubt jedenfalls (leider nicht allein) Buttiglione.

Da ist es nur verständlich, dass Männer, die sich dieser göttlichen Beschützerfunktion einfach dadurch entziehen, in dem sie schwul sind, eine Sünde begehen.

Sünde ist nicht gottgefällig, Sünde ist schlecht. Das meinte Buttiglione doch. Nicht mehr, aber auch nicht weniger! Und Sünder sind wir doch alle. Auch der Justizkommissar. Dachte er doch eigentlich bei der Frage nach Homosexualität: „Schwule liegen bei den Dingen bei denen ich mich übergeben muss auf Platz drei, gleich nach Hausarbeit und Kinderbetreuung!“ Und das hätte er auch so sagen müssen, denn schließlich sollst du ja nicht lügen.

Da ist der Minister für Auslandsitaliener Tremaglia schon geläuteter von Sünde: „Armes Europa. Die Schwuchteln sind die Mehrheit.“ (vgl. Süddeutsche 04.10.04) stöhnte er frank und frei. Es ist schon ein Segen, wenn man unverdorben auf dem „Land“ aufgezogen wird, da nennt man die Dinge beim Namen und weiß auch noch, dass die Juden in den 40ern eine Weltverschwörung planten, die gerade noch verhindert wurde. Man weiß dort, dass die Nudel in Italien erfunden wurde – wenn die Schlitzaugen etwas anderes behaupten, dann sollte da mal was einschlagen. Der wackere Landmann hat seinerzeit Mussolinis Spaziergang nach Rom mitgemacht, die Welt vor dem Bolschewismus gerettet und stünde nun auch bereit das von Schwulen unterwanderte Europa mit echter italienischer Männlichkeit zu beschützen, wie er auch seine Ehefrau beschützen würde.

Italien steht bereit Europa vor der Sünde zu retten, will dabei aber auf gar keinen Fall missverstanden werden. Es geht nicht um Intoleranz oder gar Diskriminierung von Menschen. Es geht einfach nur um den richtigen Weg zu leben. Dass dieser direkt an Buttigliones Haustür und Tremaglias Kuhstall irgendwo in der Po-Ebene verläuft, dafür können die beiden ja nichts.

Und sollte es sich herausstellen, dass Europa diesen Weg zu muffig und vermodert findet, nun: Italien ist ja schon 1937 aus dem Völkerbund ausgetreten. Gehen die beiden ihren rechten Pfad eben allein, die Arme schützend umeinander gelegt in einer Welt, die von Schwulen und Liberalen überrannt wurde.

Und wenn es einmal Streit gibt, dann höchstens darüber, wer der Duce sein darf.

© POTZDAM 2004 – P. Brückner

| ÜBERLAND |

Totale Toleranz

Der göttliche Weg

Von P. Brückner

Nachdem selbst schon der eine oder andere Italiener über die Gottlosigkeit der Welt geklagt hat, formieren sich nun in Deutschland, aber nicht nur dort, immer mehr gerade junge Menschen, um den Glauben neu zu leben – die Evangelikalen. Ihre Gruppen nennen sich Charismatiker, Jesus Revolution Army oder Crazy Christians. Sie singen, beten, reden in Zungen, empfangen Visionen, lesen die Bibel und leben nach ihr. Nicht schlimm, könnte man meinen, ja gut sogar. Spiritualität hat noch keinem geschadet; die Bibel zu lesen auch nicht.

Jedenfalls nicht, wenn man die Ausgabe benutzt, die ich besitze, eine Einheitsübersetzung des Neuen und Alten Testaments, herausgegeben von der Katholischen Bibelanstalt Stuttgart. Meine Bibel hat 1458 Seiten und in ihr stehen viele Dinge über Nächstenliebe, Freundlichkeit und Erlösung. Eine frohe Botschaft für alle eben.

In der Bibel, die Evangelikale benutzen, stehen offensichtlich nur Dinge über Sex. Sie verdammen Sex vor der Ehe und Homosexualität. Immer als erstes und eigentlich auch als einziges.

In diesem Kampf gegen Sodom und Gomorra ist ihnen jedes Mittel recht, solange es nur als Beten daher kommen kann. Ein bekannter Berliner bibeltreuer Christ namens Manfred Glim veranstaltet sogar regelmäßig Gebetsflüge über Berlin, auf denen er gegen den Moloch anbetet, der Berlin zu verschlingen droht: die Love Parade und den Christopher Street Day.

„Die Love Parade ist schon weggebetet“ freut er sich „und der Christopher Street Day ist auch noch dran!“ (vgl. PolyLux 29.09.04)

Glim betont, dass es ihm dabei nicht um Intoleranz geht. Er will die Schwulen einfach nur weghaben. Denn Homosexualität sei eine Sünde, das stünde schon in der Bibel. Natürlich bezieht er sich auf Levitikus. Weitergelesen hat auch er wohl nicht, was würde er wohl sonst mit den Amalektern anstellen, über die geschrieben steht: „...dann lösche die Erinnerung an Amalek unter dem Himmel aus!“ (Deut. 25,19) Schade für Herrn Glim, dass sich niemals herausgestellt hat, dass alle Amalekter schwul waren, dann würde er sie kennen (und sie weg zubeten versuchen.)

Überhaupt scheint lesen gar nicht so wichtig zu sein, denn andauernd gibt es göttliche Visionen, gern mit missionarischem Eifer ins Internet gestellt, welche den Text der Bibel direkt in die Köpfe der tanzend-singend-betenden Evangelikalen übermittelt. So teilt ein gewisser Daniel Glim (verwandt?) der Gemeinde auf der Welt seine Vision vom 25.10.03 mit:

„...hörte ich wie eine Stimme vom Himmel erschallte, die rief EXTREM! Zu dieser Zeit betete ich für Deutschland und empfing die Worte aus Prediger 12,1. [...] Dann schlug ich ein Fremdwörterbuch auf und suchte die Erklärung für Extrem heraus. [...] jetzt hörte ich, wie der Herr zu seinen Kindern in Deutschland sprach: In Deutschland entsteht eine Leiterschaft die EXTREM sein wird. Sie bringt die Gemeinde Jesu an ihre Grenzen. [...] Wo sie sich bewegen kommt Erschütterung auf. Sie sind ungewöhnlich! Sie sind meine Boanerges (Donnersöhne). Die Gemeinde in Deutschland geht an Ihre Grenzen! Das gefällt mir! Sie tun meinem Himmelreich Gewalt an.“ (vgl. www.seinetoechter.de)

Extrem ist das wohl alles, vor allem extrem seltsam. Glaubt wirklich jemand an einen Gott, der gleichzeitig Prediger zitiert und EXTREM dabei ruft? Der seine ausdrücklich „deutschen Söhne“ Boanerges genannt sehen will? Wozu hat Gott die deutsche Sprache samt Martin Luther geschaffen, wenn er jetzt englisch spricht? Und was nützt es, in Zungen zu reden, wenn man dann ein Fremdwörterbuch braucht. Und warum benutzt Gott in diesen paar Zeilen mehr Ausrufezeichen als im ganzen neuen Testament?

Und wie ist es zu verstehen wenn an gleicher Stelle visioniert wird: „Deutschland sei eine Hebamme und unterstütze bei der Geburt der geistlichen Kinder, die ich für diese Zeit bestimmt habe, spricht der Herr!“ (vgl. ebd.)

Wer will diese Kinder? Gott? Nicht doch. Daniel Glim bekommt von Gott ein „Sie tun meinem Himmelreich Gewalt an“ an die Backe visioniert. Leider versteht er diesen einfachen Aussagesatz in deutscher Sprache nicht.

Warum nicht, Herr Glim: Zu leise gesprochen, nicht funky genug rüber gerappt? Oder einfach nur eine Textverständnisschwäche? Dann wäre es wirklich schade, dass nun ausgerechnet Sie die Bibel zitieren. (Sollte Daniel Glim nun sagen, er habe sich nur verschrieben, so sage ich: Ich glaube an das Wirken des heiligen Geistes! (Ausrufezeichen sic)

Da hat Gott ganz recht mit der ihm angetanen Gewalt, an der Glim nicht ganz unbeteiligt scheint. Immer zitieren die Crazy Christians, Happy Hippos etc. Levitikus, Deuteronomium, die Apokalypse und das Buch der Richter. Aber nur, wenn es ihnen in den Kram passt. Oder hält sich einer an Deut. 22,12 „Du sollst an den vier Zipfeln des Überwurfs, den du trägst, Quasten anbringen.“ Geht ja auch gar nicht, denn „Ein Mann soll kein Frauenkleid anziehen.“ (Deut. 22,5)

Auch nicht zu Fasching und schon gar nicht aus Synthetik-Baumwoll-Gemisch, denn: „Du sollst für deine Kleidung kein Mischgewebe benutzen.“ (Deut. 22,11)

Alles Vorschriften der Bibel. Warum werden die nie zitiert? Wohl weil Tod und ewige Verdammnis – von anderen – einfach ein gutes Gefühl machen.

Evangelikale haben gegen niemanden etwas. Aber sie wissen genau, wer in die Hölle kommt. Extrem Crazy Geil!

Wären sie zu der Stelle im Neuen Testament gelangt die heißt „Richte nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.“ (Mt. 7,1) dann wüssten sie, wie christliches Miteinander funktioniert.

Zwischenbilanz (Leben)

Kierkegaard hatte Recht

Von M. Gänsel

Die meisten Menschen führen ein Leben in stiller Verzweiflung. In jeder abendlichen Laber-Runde sind „die anderen“ immer die, die alles falsch machen. Die hören Rosenstolz, drapieren Diddl-Maus-Plüschis auf die gesamte Sofalehne und wollen Polizist werden. Oder sie lesen Spex, sind in DIE PARTEI eingetreten und wallfahrten von einem „schrägen“ Event (Christoph Maria Herbst und Charlotte Roche lesen eine Doktorarbeit zum Thema „Penisverletzungen bei Masturbation mit Staubsauger“) zum nächsten (Droste liest zusammen mit Stuckrad-Barre Texte von jemandem, der Jörg Fauser hieß usw.). Oder sie sind in München geboren, von Kindesbeinen an der Bussi-Gesellschaft ergeben und stampfen in jeden neuen Club in der „City“, der nicht P1 heißt – natürlich in der Hoffnung dort etwas zu finden, was bisher nur im P1 zu finden ist. Darüber hinaus existiert die „Masse“, deren Welt das Fernsehen ist. Und man selbst, ganz anders, individuell, irre reflektiert.

Geadelt, wer über sich lacht, sich nicht so ernst nimmt, eine Botschaft keine Botschaft hat. Der authentisch ist. Einem nix vormacht. Geadelt, wer nicht auffallen will und dadurch auffällt. Wohl dem, dessen Outfit sich nicht umgekehrt proportional zum Innen verhält. Lieber unter- als überschätzt werden.

Aus dem Haus gehen und schon nach den ersten Metern merken, dass der irre bunte Pulli die falsche Entscheidung war. Den Rest des Tages unangenehm berührt verbringen, dauernd am Halsausschnitt zerren, Schweißentwicklung mit Schrecken beobachten, schlechte Laune bekommen, andere Leute behelligen, mit der Freundin zanken, einen Bekannten beleidigen, Kind schlagen – alles nur wegen eines beknackten bunten Pullis.

Egal wie man ist – immer zu einer Gruppe gehören, immer anderen gewahr werden, die dasselbe sind, nur irgendwie glücklicher. Was Schwachsinn ist, weil die anderen in dem Moment das gleich über einen selbst denken. Wie sehr man jemandem eins reindrücken kann, wenn man ihm vormacht, dass man gute Laune hat! Wie sehr das manche Leute trifft, die wollen einen unten, klein, kaputt haben. Nicht, damit sie sich besser, größer, höher fühlen. Die wollen das einfach so.

Wer Probleme hat, ist ja wesentlich einfacher zu handhaben als jemand ohne Probleme.

Außerhalb von Amerika wird kaum noch jemand zum Feind erklärt, meist kann man jemanden „nicht leiden“, findet ihn „scheiße“ oder „voll daneben“. Die Konsequenz für denjenigen ist die dreckige Variante des Feind-Seins: er wird nicht geächtet, sondern nur nicht zum Geburtstag eingeladen. Er wird nicht bekämpft, sondern ausgelacht. Und er avanciert natürlich zum Thema Nr. 1 in der allabendlichen Hetzerei-Unterhaltung. Aber es ist wichtig einander zu versichern, dass der Typ im Kino eine Reihe vor uns unrecht hatte, als er sich darüber erregte, dass uns der Film nicht gefiel. Dabei haben wir das erst beim Abspann laut erklärt! Der sagte: „Dann geht doch in einen Film, der euch gefällt!“ Es ist wichtig einander zu versichern, dass der andere der Doofe ist.

Viel wichtiger ist aber, dass um einen rum Leute mit derselben Meinung sind, deswegen ist das Einander-Versichern das wichtigste überhaupt. Man trifft häufig auf Leute, die sich lange nicht versichern konnten und also entweder vollkommen orientierungslos oder aber sehr vehement einer ganz bestimmten Meinung sind. Wenn man solchen Leuten nicht eine Stunde lang gnadenlos in allem Recht gibt, was sie erklären, haben die keine Chance.

Nischenbildung führt in der Natur ja zum Aussterben. Was uns aber derzeit überall angeboten wird, ist die Nische. Das Abgrenzen, das Anders-Sein, das Im-Gegensatz-Zu wird einem überall angeboten, mit oder ohne Fernsehen. Wer sich entscheidet, kommt weiter. So tönt es.

Ich aber sage Ihnen: Wer die Schultern hebt, wird weiterkommen. Wer „Warum nicht?“ sagt. Und sagen Sie jedem, von wem Sie es zuerst gehört haben.

© POTSDAM 2004 – M. Gänsel

| TAGEBUCH |

Aber das Fleisch...!

ist schwach

Von Mathias Deinert

Fleischerei BENDIG in den Potsdamer Bahnhofspassagen. Es ist werktags 11 Uhr. Vor dir stehen drei ältere Damen. Natürlich, wie immer! Und nicht etwa drei ältere Damen der spritzigen Sorte, sondern diese besonders grauen, griesgrämigen Weibsen. Also alles wie immer. Da du Zeit hast, gehst du noch die eine oder andere Kleinigkeit erledigen und kehrst dann wieder zu BENDIG zurück. Jetzt steht nur ein älterer Herr zwischen dir und der Theke: wohl starker Raucher, mit Schnurrbart, mit leichtem Bauchansatz, in einer Jeansjacke. Er scheint die BENDIG-Verkäuferin zu kennen. Du belauschst folgendes Gespräch:

„Tach Kleene! Ich würde gerne was bei dir koofn.“ Gelächter.

„He Fritze,“ lacht sie, „wo warste denn so lange?“

Fritze winkt ab. „Ich hatte n kleenen Herzinfarkt.“

Sie erschrocken: „Ach Gott. Wo haste gelegen? Bergmann oder Joseph?“

„Joseph. Und wo ich schon mal da war, hab ick mir gleich richtig durchschecken lassen. Blutbild usw.“

„Haste gut gemacht. Das muß man ausnutzen, solange man sich die Untersuchungen überhaupt noch leisten kann, wa.“

Nun hat er sein Portmonee gezückt: „Mach mir mal n Pfund Schweinebauch zurecht.“ Und dann erzählt er weiter: „Die mußten n Katheter legen. Normalerweise gehn die ja vom Schenkel aus rein. Aber bei mir kamen se da nicht durch. Und da mußten se hier reingehen – hier, kuck mal – kuck mal – hier – hier durch –“

„Is ja widerlich.“ Der Schweinebauch ist sauber vertütet. „So Fritze, soll's noch was sein?“

Fritze überlegt. „Ja, gib mir mal noch ne halbe Blasenleberwurst.“

„Is jut.“ Und während sie die Blase halbiert meint sie: „Helmut hatte ja auch letztens nen Herzinfarkt, und Helmut ist erst 35. Fürchterlich, wa? Ich will wissen, woher sowas kommt. Was nimmste noch, Fritze?“

„Gib mir mal noch vier oder fünf Scheiben Sülze.“ Derweil wird auch ein Stoffbeutel aus der Tasche gekramt. „Tja, das kann dir keener sagen, woher sowas so plötzlich kommt. Des sind wahrscheinlich die ganzen Abgase in der Luft und die Gifte im Grundwasser.“

Die Sülze wird abgewogen. „Und was machste jetzt? Was ham die Ärzte gesagt?“

„Naja,“ sagt Fritze, „mehr Sport treiben eben, mehr Salat essen, weeßte?“ Sehnsüchtiger Blick durchs Thekenglas. „Achso, du, denn nehm ich noch sieben Schinkenknacker.“

„Klar, mein Fritzen. Die pack ich dir noch ruff. Willste noch Leberkäse? Deine Frau nimmt doch immer so gerne Leberkäse.“

„Ja, aber denn is genuch für heute.“

Die Kassenwaage piepst. „Das macht elf Euro zwanzig.“ Geld wird gereicht.

„Der Rest is für dich, Kleene!“

„Danke Fritze. Na, denn lasses dir mal gutgehen, wa! Gruß an deine Frau.“

Das Fleisch ist im Stoffbeutel. Das Portmonee wieder verstaut. Gewunken. Dann ist Fritze weg. Endlich bist du an der Reihe. „Guten Tag, was darf's sein?“

Du sagst: „Zwei Landjägerwürstchen bitte.“

Sie lacht: „Zwei Landjägerwürstchen? Das lohnt sich ja kaum.“

Du nickst...

...und sie hat recht.

© POTZDAM 2004 – Mathias Deinert

| TAGEBUCH |

Tatort oder ich?

PotZdam oder Chat?

Von M. Gänsel

In längst vergangenen Tagen verabscheute meine Freundin Susanne jedweden Besuch zu einer bestimmten Uhrzeit. Da lief nämlich „General Hospital“ im Fernsehen. Oder „Neighbours“, ich glaube gar, beides kam unmittelbar hintereinander auf RTL oder so. Der Besucher ohne dieses Wissen klingelte nun bei Susanne zwecks gemeinsamer Freizeitgestaltung. Nun gab es zwei Möglichkeiten: 1) Susanne öffnete nicht. 2) Susanne öffnete, bereits im Wiederweggehen, Zum-Fernseher-Zurückgehen begriffen, die Tür. Man konnte dann 2a) hinterher gehen und sich LEISE auf das Sofa neben Susanne setzen oder 2b) in Susannes Zimmer gehen und schon mal das Schachbrett aufbauen oder 2c) auf dem Absatz kehrt machen und später wiederkommen. Alle Möglichkeiten zogen keinerlei Konsequenzen bzgl. Susannes Unmut oder Wohlwollen nach sich.

In weniger lange vergangenen Tagen durfte man einen Freund nicht bei der „Lindenstraße“ stören. Keine Türklingel, kein Telefon wurde beachtet. Anrufbeantworter im Mobil- und Festnetz sprangen an, sobald es am Sonntag 18.40 Uhr schlug. Verabredungen, die diese halbe Stunde überschritten, wurden nicht gewährt.

Heute bekommt man sonntags gg. halb neun Uhr am Telefon gern den Satz „Wer stört beim Tatort?“ zu hören. Dann seinen Namen zu sagen ist Schwerstarbeit. Dann das zu sagen, was der Grund des Anrufes war, ist unmöglich. Man lässt weitergucken und bekommt 21.47 Uhr einen Rückruf.

Man kann darüber diskutieren, ob Fernsehen wichtiger ist als Freunde. Natürlich täte jeder sich für letztere entscheiden, denn Menschen einfach so links liegen zu lassen gehört ja zu den Todsünden schlechthin. Niemand gibt gern zu, was ihn an diesen ungestörten TV-Minuten so glücklich macht. Es ist schwierig den mentalen Zustand des Um-jeden-Preis-Fernsehguckers zu beschreiben, ohne beträchtliche charakterliche Widersprüche aufzudecken sowie tiefe seelische Defizite zu thematisieren. Was an dieser Stelle unterlassen werden soll: Lassen Sie Schnurzelchen sonntags den Tatort sehen und alles ist in Butter. Diskutieren Sie nicht, um Gottes Willen.

Ich kenne jemanden, der ist ein ungeheurer Fußball- und war unlängst natürlich ein unter Permanent-Adrenalin stehender EM-Fan. EURO 2004 Fan, sorry. Gemessen an den bereits aufgezählten Beispielen hätte ich WETTEN mögen, dass folgendes nicht passieren, ja dass dieses Geschehene nur in die Nähe übermenschlicher Taten gerückt werden kann:

Am Tag des Halbfinal-Spiels Portugal-England (PORTUGAL!!-ENGLAND!!) bekam mein Freund einen Anruf: „Hey halloooo, rat mal, wer hier ist?“ Ein Anknüpfungstyp. Es gibt ja Leute, die gehen weg und die sieht man nie wieder. Dann gibt's Leute, die gehen weg, halten aber tierisch den Kontakt und kommen 5-6 mal im Jahr vorbei. Dann gibt es die 2 Menschen, bei denen man sich selbst ein Bein ausreißt und Kontakt hält. Dann gibt es Anknüpfungstypen: Sich 2 Jahre nicht melden, dann plötzlich anrufen und bereits vor der Haustür stehen. Anknüpfungstypen sind eigentlich sehr erträglich, es erfordert zwar immer ein gewisses Maß an Flexibilität, wenn sie dann urplötzlich in den Alltag integriert werden wollen, aber da man sich ja eigentlich freut und sich nicht sooo oft... Also: „Hey, DAS ist aber ne Überraschung! Aber sagt mal, schaut ihr Fußball?“ Er hätte auch „Heute ist Fingerhaken-Finale in Montreal, 22.45 Uhr auf DSF“ sagen können. Unverständnis, totales Desinteresse, ja nicht einmal die „ok, wenn du willst, schauer halt“ Möglichkeit stand zur Debatte, weil Ignoranz ja gern mit diesem klitzekleinen Quentchen schlechter Laune einhergeht, wenn man der Leidenschaft für etwas zusehen muss, das man selbst als unspannend abgetan hat. Diese schlechte Laune kam bei einem Wiedersehen nach 3 Jahren natürlich nicht in Frage.

Der Fußballpassionierte nun lud freundlich zum Essen. Bei ihm zu Hause wollten die Freunde sitzen, schmausen, erzählen. Das TV-Gerät blieb dunkel und knisterte noch leise, als die Gäste kamen. Vorberichterstattung war noch möglich, danach war Schluss.

Ein netter Abend, das Essen hervorragend, der mitgebrachte Wein eine Wucht. Gesittet saß und berichtete man. Das Spiel lief, und in den benachbarten Wohnungen und Kneipen hob ein Geraune an. Da bei diesem Halbfinalspiel JEDER Angriff eine Torchance darstellte, ging das Geraune schnell in „BOAH“-Rufe über. In der Wohnung meines Freundes blieb es still und gesittet. Man redete über die Arbeit, über Wohnungen und die Lebensqualität in München. Ein Riesengebrüll von draußen und nebenan: Tor. Für wen?! Nur einer wollte es wissen. Daraufhin ein Geschreie, das sich ca. 50 Minuten hinzog. Im Wohnzimmer redete man über Stipendien.

Dann: SUPER-Gebrüll. Dann Stille. Spiel aus, man sah – heimlich – auf die Uhr und nickte. Thema: Hierarchien in kleinen und mittleren Unternehmen.

Plötzlich wieder eindeutige Unruhe, Rufen, Geraune. Verlängerung! Der arme Mensch rutschte nervös im Sessel umher, das Rufen nahm kein Ende, er sprach nur kurze Sätze.

Während des Elfmeterschießens war er ein Schatten seiner selbst und realisierte nur zögernd den Aufbruch der Gäste. „Wollt ihr schon gehen?“ Sobald sie aus der Tür waren, plingte die Fernbedienung. Die letzten drei Schüsse sah er live. Er schrie noch die halbe Nacht...

Das war natürlich ein ungeheurer Freundschaftsdienst. Problem Nr. 1: Die Freunde wissen dies nicht zu schätzen. Problem Nr. 2: Die Auswertung des Treffens vonseiten meines Bekannten fiel äußerst ungnädig bzgl. Veränderung, äußerem Eindruck und innerer Verfassung die Freunde betreffend aus. Problem Nr. 3: Portugal ist nicht Europameister geworden.

Ich hätte unter allen Umständen das Spiel gesehen, wie ich wahrscheinlich auch Lindenstraße sehen statt ans Telefon gehen würde, da soziale Hygiene nur unter absolut entspannten Voraussetzungen durchführbar ist, die obsolet sind, sobald ein Protagonist der freundschaftlichen Aktion lieber IRGENDWAS anderes täte.

© POTZDAM 2004 – M. Gänsel

| TAGEBUCH |

Moderne Linguistik

Die „Mängel“ der Sprache

Von Mathias Deinert

Bezüglich des Sprachsystems wird „die deutsche Sprache als sexistisch bezeichnet, weil es die maskuline Form von Substantiven und Pronomina generisch verwendet (Beispiel: Jeder Angestellte zahlt sein Essen selbst). Dies kann sich entweder nur auf männliche Angestellte, jedoch auch auf eine gemischtgeschlechtliche Gruppe beziehen. Eine These dazu lautet, dass derartige Sätze neben dem möglichen Informationsverlust dazu beitragen, häufiger an Männer zu denken, auch wenn es vom Sprecher nicht beabsichtigt war. Zur Beseitigung derartiger und anderer systemhafter Mängel der Sprache (!) sind verschiedene Vorschläge gemacht worden. Dabei haben inzwischen Schreibkonventionen wie in LehrerInnen, StudentInnen eine weite Verbreitung erfahren.“*

* zitiert aus der *Encarta-Enzyklopädie*

Wir sehen, wie heute Sprache bloß als Schrift begriffen wird, als Formelsprache – wie bei Gesetzestexten, in Lehrbüchern, auf Formularen. Lebendige Sprache aber ist eigentlich Sprechen. Und Schrift ist die Partitur des Gesprochenen oder des zu Sprechenden. SPRECHERISCH jedoch sind die folgenden Sätze weder zu bewältigen noch einer Hörerschaft nahe zu bringen:

Jeder und jede Angestellte kann mit ihrem/seinem Partner oder ihrer/seiner Partnerin zum Neujahressen kommen... Oder Die Schriftstellerinnen und Schriftsteller im Exil sind von ihren Lesern und Leserinnen und SchriftstellerInnenkollegen nicht vergessen worden.

Solch ein Deutsch als vorbildlich hinzustellen, wird unsere Sprache nicht verbessern, sondern ihr wichtige Knochen brechen. Wer damit nicht leben kann, dass auch Sprache eine

Vergangenheit hat, ein Falten Gesicht, der spreche Esperanto oder Englisch, wo wir Sexismus nicht sofort heraushören können.

Oder er versuche weiter, unseren Sprachkörper zu liften. Die Zukunft aber wird wie eh und je der sogenannten ÖKONOMIE der Sprache gehören: also ihrer Knappheit, Schnellverständlichkeit, Wendigkeit, Biagsamkeit und ihrem Wohlklang. Egal, was selbsternannte VerbesserInnen/er aus ihr drechseln möchten.

Wer am politisch korrekten Hindrechseln seiner Sprache dennoch Freude hat, erinnere sich zuweilen an die Lessing-Fabel mit dem Mann, der sich seinen Bogen zurechtschnitzt, ihn spannen will und – er ihm zerbricht.

© POTZDAM 2004 – Mathias Deinert

| TAGEBUCH |

Vorgekostet

Heute: Frühstücksbackwerk von Fahland

Von Markus Wicke

An dieser Stelle werden wir künftig in loser Folge ausgewählte kulinarische Meisterstücke vorstellen, die wir für Sie mit unseren überaus empfindlichen Geschmackssinnen vorgekostet haben.

Den Anfang macht die Lobpreisung ausgewählter Essabilien, welche den verwöhnten Gaumen jedes Potsdamers und jeder Potsdamerin als Tagesauftakt berühren sollten: Frühstücksgebäck aus dem Hause Fahland.



Dieser in Potsdam gleich mehrfach vertretene Backwarenbereithalter besticht durch seine exzellente Auswahl verschiedenster Brötchenkompositionen, die insbesondere an jenen Tagen zum Tragen kommen, an denen unser sonstiger Favorit, Bäcker Braune, seine Ladentüren geschlossen hält. Dessen Herdschrippen sind sicher weiter unübertroffen; wer's morgens gern weißmehlig mag, ist jedoch am Sonntag oder Montag mit der Fahland'schen Doppelsemmel (siehe Abbildung) adäquat entschädigt. Selbige kommt knackig-kross aber keineswegs aufgeblasen in die Tüte. Mohnfreunden hingegen sei das herrlich fluffige Mohnhörchen (siehe Abbildung) oder der mild-süße Mohnzopf empfohlen. Beide sind als Träger großer Konfitüren oder Marmeladen beinahe unerlässlich.

Den Anhängern der immer größer werdenden Dunkelbrot-Fraktion seien insbesondere das unübertroffen aromatische Sauerteigbrötchen und der halbmondförmige Kanadier anempfohlen. Letzterer harmoniert perfekt zu kräftigem Ziegen- oder Schafskäse.

Die besprochenen Stücke sind von Montag bis Samstag in den Fahland'schen Filialen am Ernst v. Bergmann Krankenhaus oder in der Babelsberger Karl-Liebknecht-Straße erhältlich. Das Ladengeschäft in der Berliner Straße ist zusätzlich auch am Sonntag geöffnet, ein rustikaler Marktstand ist zudem jeden Samstag am Nauener Tor zu finden.

© POTZDAM 2004 – Markus Wicke

| STÄNDIGE AUTOREN |

Mathias Deinert

Jahrgang 1977, lebt, liebt und wirkt in Potsdam und Guben.

M. Gänsel

geboren 1972, kommt aus Guben und wohnt in Potsdam-West.

Markus Wicke

seit 32 Jahren Altmärker, seit 10 Jahren Potsdamer.

P. Brückner

1971 in Oschersleben (nicht Aschersleben) geboren, wohnt seit 1996 in Potsdam-West.

Siobhan Groitl

Jahrgang 1971, Bayerin, Potsdam-studiert, wohnhaft in Berlin.

Andreas Kellner

gebürtiger Uckermärker (1979 in Schwedt), seit 1998 Student in Potsdam, Redakteur beim "bernd" (Studizeitung für Potsdam).

Astrid Mathis

alt genug, um Texte zu verfassen, lebt und leidet seit 4 Jahren in Golm und Berlin.

ThiloS

Jahrgang 1966, Wessi, schön, gutaussehend, erfolgreich! Und ein Lügner. Mehr unter <http://www.hinrichtungskomitee.de>.

Marco Schicker

geb. 1971 in Berlin, lebt z.Zt. als Kritiker und freier Autor in Budapest/ Wien.

Hans-Jürgen Schlicke

1956 geboren, Berliner. Hat aber im Grunde genommen nichts gegen Potsdamer.

Sandra Schramm

geboren und eine ganze Weile in Dessau gelebt; studieren gewollt, in Potsdam gelandet.

Diana Stübs

22, Ostseekind, ledig.

| REDAKTION |

Mathias Deinert, M. Gänsel, Markus Wicke

| KONTAKT |

redaktion@potzdam.de